Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 9 – 4. März 2006 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt



Foto: Corbis

Nicht mehr unter Kontrolle: Der Protest gegen den Halimi-Mord in Paris schlug um in blanke Gewalt – ein Alarmsignal für ganz Europa.

Europa wird zum Dschungel

Bluttat an dem jüdischen Franzosen Halimi signalisiert Eskalation des Hasses

Von JEAN-PAUL PICAPER

Jussuf Fofana, 26, nannte sich selbst „das Hirn der Barbaren“. Sehr viele graue Zellen scheint dieser in Afrika, Elfenbeinküste, geborene Franzose wohl kaum zu besitzen. Er machte sich schon dadurch verdächtig, daß er in einer Air-France-Maschine an jenem Tage nach Abidschan flog, an dem sein entsetzlich verstümmeltes Opfer an einem Bahngleis im Süden von Paris entdeckt wurde. In seiner Heimatstadt ließ sich die selbsternannte Gottesgeißel ohne weiteres von der Ortspolizei festnehmen und gestand recht schnell den herbeigeeilten französischen Polizisten, daß er die Mordaktion geplant und geleitet hatte.

Mag sein, daß er sogar stolz darauf ist. Ein toller Bandenchef, ein guter Moslem. Möglich ist auch, daß er lieber in Frankreich inhaftiert wird, wo die Strafe milder ausfallen wird, als in einem afrikanischen Kerker, wo er mißhandelt und vielleicht auf „natürliche“ Art und Weise zu Tode kommen würde. Vielleicht werden Rapper in den französischen Cités seine Heldentat besingen.

Auf der anderen Seite darf man fragen, ob die öffentliche Entrüstung ebenso stark gewesen wäre, wenn das Opfer kein Jude gewesen wäre. Von dem Stadtangestellten, der zu Beginn der Meutereien vom letzten Herbst auf offener Straße vor den Augen seiner Frau von sogenannten „Jugendlichen“ zu Tode geschlagen worden war, hat man nicht lange gesprochen.

Zum Glück sorgen diesmal jüdische und antirassistische Organisationen dafür, daß die Sache nicht vergessen wird. Vor allem wird dabei klar, daß Nahost-Zustände, ja sogar afrikanische Situationen nach Paris ausufern. Wie viele andere kriminelle Importbürger im westlichen Europa haben Fofana und seine bisher festgenommenen zwölf Komplizen Grausamkeiten verübt, wie sie in unseren Breitengraden nicht mehr üblich sind. Ihnen ging es anfangs um Geld („die Juden sind reich“), zuletzt jedoch nur noch um Blut und Folter.

Drei Wochen lang, vom 27. Januar, dem Tage, als er von einem Mädchen der Bande geködert wurde und in die Hände seiner Entführer fiel, bis zur Entdeckung seines Körpers am 13. Februar war der 23jährige Telefonverkäufer Ilan Halimi, ein Franzose jüdischen Glaubens, im Keller eines Miethauses von mehreren Tätern, zu welchen sich gelegentlich „Besucher“ gesellten, um Beistand zu leisten, mißhandelt worden. Ausgehungert und gefesselt wurde seine Hautoberfläche zu 90 Prozent verbrannt, mit Messern wurde er bei lebendigem Leibe „verarbeitet“. Er lebte noch, als er gefunden wurde, starb aber im Krankenwagen. Dabei waren nicht alle Täter und Komplizen von Jussuf Fofana Afrikaner und nicht alle Moslems, wenn auch der Haß auf die Weißen und auf die Juden deren Kernmotivation gewesen ist.

Halimi wäre nicht ihr einziges Opfer gewesen. Von den sechs oder sieben Entführungsvorhaben betrafen drei Juden. Und solche Banden rotten sich jetzt zusammen. Dieses Verbrechen fügt sich in die Kategorie krimineller Handlungen von ethnisch beziehungsweise kulturell nicht-europäischen, nicht-westlichen Tätergruppen ein, die im Rahmen ihrer verbrecherischen Aktivitäten Gewaltformen zu uns bringen, wie sie in ihrer Heimat üblich sind. Die-

Fortsetzung auf Seite 2

HANS-JÜRGEN MAHLITZ:

Stimmung und Lage nach den ersten hundert Tagen

Viele Jahre lang galt in Deutschland das Motto „Die Stimmung ist schlechter als die Lage“. Das „Volk in Moll“, wie „Spiegel“-Autor Erich Wiedemann sein lesenswertes Buch über die deutschen Ängste betitelte, gefiel sich im „Jammern auf hohem Niveau“.

Irgendwann dann hatte die Lage die Stimmung eingeholt, was erheblich zum Ende des rot-grünen Pseudo-Reformprojekts beitrug. Schröder und Fischer mußten abdanken, die Großkoalitionäre um Angela Merkel sollten es nun richten, sollten Stimmung und Lage aus dem Tief holen.

Was allerdings nur teilweise gelang: Nach den ersten hundert Tagen Merkelscher Kanzlerinnenschaft erleben wir das Gegenteil des früheren Zustands – die Stimmung ist toll und wird immer besser, die Lage aber bleibt schlecht. Punktgenau zum symbolträchtigen 100. Regierungstag kam aus Nürnberg die triste Kunde: nach wie vor über fünf Millionen Arbeitslose.

Sicher, da spielt auch der außergewöhnlich strenge Winter (flugs zum Anzeichen bevorstehender Erderwärmung umgedeutet) eine Rolle. Doch sollten die in Berlin Regierenden mit diesem Argument sehr zurückhaltend umgehen, denn zu früheren Zeiten, von den Oppositionsbänken aus, hatten sie derartige Erklärungen auch nicht gelten lassen.

In der Tat, das Wetter ist nicht an allem schuld. Die anhaltend hohe Arbeitslosigkeit signalisiert, daß die Maßnahmen der neuen Bundesregierung bislang noch nicht da angekommen sind, wo es die Menschen in diesem Lande am dringendsten brauchen – am Arbeitsmarkt. Anders formuliert: Stimmung schafft keine Arbeitsplätze. Was nützt es, wenn die Menschen nun wieder mit besserer Laune auf Schnäppchenjagd gehen? Solange sie nicht bereit sind, für gute, im eigenen Land hergestellte Waren einen der Qualität angemessenen Preis zu zahlen, sondern sich lieber lustvoll auf fernöstliches Billig-Gelump stürzen, kann Deutschlands Wirtschaft nicht auf die Beine kommen. Wer will das noch verstehen: Wir sind Export-Weltmeister, weil alle Welt „Made in Germany“ schätzt, im eigenen Land aber halten wir es lieber mit „Made in China“!

Freilich bewegen wir uns hier in einer Art Teufelskreis. Arbeitslose, Hartz-IV-Empfänger, Ein-Euro-Jobber oder Beschäftigte, die durch osteuropäische Konkurrenz zu Billigstlöhnen genötigt werden, – alles in allem dürfte es sich hier um eine deutlich zweistellige Millionenzahl handeln – können sich nun einmal nur das Allerbilligste leisten. Und das sind in aller Regel Produkte, mit deren Kauf man vorrangig Arbeitsplätze in Ostasien oder sonstwo in der Ferne sichert, aber kaum bei uns in Deutschland.

In Wahrheit handelt es sich hier nicht um einen Kreis, sondern um eine Spirale. Der Kanzlerin, die ansonsten eine eindrucksvolle Anfangsbilanz aufzuweisen hat, ist es noch nicht gelungen, die Weichen so umzustellen, daß diese Spirale sich wieder nach oben dreht und nicht weiter nach unten. Diese ersten hundert Tage waren dafür wohl auch noch zu kurz, das muß man ihr schon zubilligen. Nun aber wird es Zeit. Sonst werden Angela Merkels glänzende Werte auf der Sympathie-Skala schnell eingeholt und überholt von den traurigen Zahlen des Arbeitsmarktes.

Peking im Schwebezustand

Transrapid: Der deutsche Protest gegen Technologieklau scheint erste Wirkung zu zeigen

Die massiven Proteste gegen die Absicht Pekings, eine eigene, offensichtlich auf „abgekupferter“ deutscher Technologie basierende Magnetschwebebahn zu bauen, scheinen Wirkung zu zeigen. Nachdem Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber in deutlichen Worten den „Technologie-Diebstahl“ angeprangert und Außenminister Frank-Walter Steinmeier geharnischten Protest vor Ort angedroht hatte, ließ der chinesische Staatsrat in Deutschland zunächst einmal die frohe Kunde verbreiten, er habe die Verlängerung der bestehenden 30-Kilometer-Strecke in Shanghai um fast 160 Kilometer durch das deutsche Transrapid-Konsortium beschlossen.

Unklar ist allerdings nach wie vor, ob die chinesische Führung damit wirklich zurückrudern und einer drohenden Produktpiraterie entgegenwirken oder lediglich den Steinmeier-Besuch in Peking politisch entschärfen wollte.

Der Außenminister ließ sich jedoch nicht irritieren und protestierte gegenüber Premierminister Wen Jiabao „hartnäckig bis an den Rand der Unhöflichkeit“ gegen notorische Abkupferei; derweilen warf Staats- und Parteichef Hu Jintao das Ruder erneut um und erklärte dem Gast aus Berlin, der Staatsrat habe nur über die Verlängerung der Trasse von Shanghai nach Hangzhou entschieden, nicht aber darüber, welcher Magnetzug dort schweben soll, das deutsche Original oder die chinesische Kopie.

Mit aller Macht und allen – nicht immer lauteren – Mitteln strebt China an, sich wirtschaftlich an der Weltspitze zu etablieren. So will man schon bald mehr Autos ex- als importieren; die Hersteller von Traditionsmarken aus dem Lande, in dem vor 120 Jahren das Automobil erfunden wurde, werden mit einigem Argwohn beäugen, was da demnächst „made in China“ auf deutschen Straßen rollt.

Um den gigantischen Energiehunger seiner aufstrebenden Volkswirtschaft zu stillen, will Peking in den kommenden 15 Jahren 32 neue Atomkraftwerke bauen, zusätzlich zu den bereits in Betrieb befindlichen neun Kernkraftwerken. Allerdings könnten auch damit höchstens fünf Prozent des künftigen Energieverbrauchs gedeckt werden.

Und selbst wenn die Chinesen es schaffen sollten, den Anteil der Wasserkraft an der Stromerzeugung von derzeit unter 20 Prozent deutlich zu steigern, müssen Deutschland und Europa sich darauf einstellen, daß Peking zunehmend aggressiv als Kunde auf den internationalen Öl- und Gasmärkten auftreten wird. Damit drohen empfindliche Störungen des Preisgefüges. Um so wichtiger wird es gerade für unser Land, sich wenigstens teilweise aus der Abhängigkeit von Energie-Importen aus politisch mehr oder weniger instabilen Regionen zu befreien. *M.S.*

Angst-Geschäfte

Kritische Anmerkungen zur Vogelgrippe

Die Vogelgrippe ist da, und mit ihr ist auch das altbekannte Vokabular der Panikmacher und Reichsbedenkenträger wieder da: In „Extras“ und „Specials“ verkünden sie mit bebender Stimme, wer was „nicht ausschließen kann“, für „denkbar“ oder „möglich“ hält, „befürchtet“ – oder, so erweckt es manchmal den Eindruck, sehnsüchtig herbeizureden sucht.

Darin haben wir in Deutschland ja Übung: in fiktiven Katastrophen schwelgen, vor dem GAU zittern und diesen, in Unkenntnis der Bedeutung, auch noch zum Super-GAU steigern (**G**rößter **A**nzunehmender **U**nfall, sprachlich also überhaupt nicht zu steigern).

Weltweit sind seit Auftreten der Vogelgrippe weniger als 100 Menschen daran gestorben, also nicht einmal so viele, wie allein in Deutschland durchschnittlich in vier Stunden an Herz- und Kreislauferkrankungen umkommen.

Es ist richtig, mit allen Mitteln ein Übergreifen von Wild- auf Nutztiere sowie eine – theoretisch mögliche – Infektion von Menschen zu verhindern. Aber zu Panikmache, als ob demnächst ganze Völkerschaften dahingerafft würden, besteht kein Anlaß. Weder für politische Ideologen, die das Geschäft mit der Angst betreiben, um auf sich aufmerksam zu machen, noch für Katastrophengewinnler, die den verängstigten Menschen untaugliche Impfmittel oder gar simples Sprudelwasser als „Virenkiller“ verkaufen wollen. *H.J.M.*

DIESE WOCHE

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Nicht für das »Volk« gemacht

Die Initiatoren der Kampagne »Du bist Deutschland« ziehen eine gemischte Bilanz

Von Peter Hild

Der Vorortzug fährt ein nach „Börlinn-Friedrichstraße". Als ob der einzige Englischsprachige im Zug den Namen der deutschen Hauptstadt nicht in der Mehrheitssprache seiner Einwohner verstünde. Aus Deutsch wurde Bundesrepublikanisch. In der wiederaufgebauten Stadtkommandantur von Berlin gegenüber des Zeughauses befindet sich heute die Repräsentanz der Bertelsmann AG. Nach fünf Monaten Einsatz der Kampagne „Du bist Deutschland" zogen die sieben Gesichter des Duzens hinter historischer, potemkinscher Fassade Bilanz. Im Herbst 2004 wurde die Idee geboren. Der Start erfolgte am 26. September 2005. Den Zwei-Minuten-Film mit den Aussagen einiger Prominenter sahen am ersten Abend 17 Millionen Zuschauer. Also jeder vierte Deutsche. Aus anfänglich 25 beteiligten Medienunternehmen sind mittlerweile über 100 geworden. 32 Millionen Euro wurden in der Medienkampagne „pro bono" eingesetzt. Aber alle Beteiligten an der Werbung für ein besseres Selbstverständnis der Nation machten keinen Verdienst. Kameraleute wurden natürlich bezahlt. Und die Sachkosten. Dr. Gunter Thielen, der Initiator der Kampagne und Vorstandsvorsitzende der Bertelsmann AG, bezeichnete „Du bist Deutschland" als „einzigartigen Schulterschluß" für die Zukunftsfähigkeit unseres Landes. Er wollte zeigen, daß man auch einmal unentgeltlich für ein gemeinsames Ziel begeistern kann. Und Organisator Bernd Bauer, ehemaliger Kommunikationschef der Bertelsmann AG, pflichtet ihm bei: „Endlich macht da mal jemand etwas gegen die schlechte Stimmung im Land." Tatsächlich verbinden im eigenen Land noch viel zu viele Menschen mit Deutschland in erster Linie Negatives. Das Ausland sieht dies mittlerweile und glücklicherweise anders. Und vielleicht hat auch die Kampagne „Du bist Deutschland" einen Teil dazu beigetragen. Aufbruchstimmung in Deutschland. Trotz millionenfacher Arbeitslosigkeit. Oder gerade deswegen? Der vielfach angemahnte Herzogsche „Ruck" kann durch das Volk nicht gehen, wenn stets nur die wenig greifbare Gesellschaft angesprochen wird. Damit kann sich kaum jemand identifizieren.

Alle sechs Herren tragen einfallslose Einheitsjäckchen. Nur die Quotenfrau Dr. Antonella Mei-Pochtler, Geschäftsführerin von ‚The Boston Consulting Group' bringt mit einem kräftigen Rot etwas Stimmung in die weltmännisch wirkende Liga – eigenartigerweise wird sie von dem graumelierten Bauer gesiezt. Sonst duzt man sich auch auf dem Podium. Mei-Pochtler sieht ihre Arbeit für die Kampagne ebenfalls als „Beitrag der Kreativen". Nur Oliver Voss, der die Kampagne kreiert hat, lockert die steife, etwas kalt wirkende Gesellschaft auf: Beethoven-Frisur, keine Krawatte, natürlich und deswegen sympathisch wirkend. Siegfried Högl, moosfarbener Krawattenträger und Sprecher der Geschäftsführung der GfK-Marktforschung GmbH, er steht für die „Custom Research". Wie überhaupt viel gedenglischt wird. Die negativen Umfrageergebnisse werden schnell unter den Teppich gekehrt. 27 Prozent der von seinem Institut Befragten fühlten sich durch die Kampagne motiviert, 43 Prozent aber eben nicht. Er stellt das positive Bekanntheitsbild dar, welches sich von anfänglichen zwölf Prozent (im September 2005) auf bis zu 58 Prozent (im Januar 2006) steigerte. Bei Dr. Antonella Mei-Pochtler merkt man, daß die Karrierefrau es nötig hätte, einen Deutsch-Kursus mitzumachen. Es gibt auch deutsche Begriffe für „message" oder „right on target", um die Initiative zu beschreiben.

> Initiatoren sprachen fast alle »Denglisch«

Es sei viel Gegenwind spürbar gewesen. Sowohl von jenen, die sich am Duzen störten, als auch von solchen, denen beim Wort Deutschland der Schrecken in die Knochen fahre. Am besten karikierte der TV-Moderator Stefan Raab die Schwachpunkte durch einen integrationsunwilligen Türken, den er im Gegen-Film sagen läßt: „Ich nix Deutschland – ich Türke!"

Lars Cords, Leiter des Presse- und Kampagnenbüros, berichtete von 2500 bislang über die Aktion erschienenen Artikeln und Beiträgen im Fernsehen und Radio. Er führte einige Gegen-Kampagnen an. „Ich bin Elmshorn" oder die „taz"-Schlagzeile mit dem Bild Münteferings: „Du bist SPD." Cords führte auch die Ängste der Kampagnenmacher auf: Wie reagiert das Ausland? Als ob man dort ähnlich rücksichtsvoll denken würde! Im Gegenteil. Im Ausland nahm man „Du bist Deutschland" in erster Linie als erfrischend wahr. Endlich wachen die Deutschen auf und stehen zu ihrem Land! Dr. Michael Trautmann, Werbeagentur-Geschäftsführer von ‚kempertrautmann', steht für die strategische Entwicklung und Beratung der Kampagne „Du bist Deutschland". Er ist ehrlich mit der Aussage „Wir sind nicht angetreten, das Land zu verbessern. Wir wollten einen Impuls geben." Bei allem Negativen, das man über die Kampagne sagen kann, ähnlich viele positive Seiten hatte dieser Versuch ebenso. Auch in konservativen Kreisen wächst dieses Bewußtsein.

> »Ich nix Deutschland – ich Türke!« scherzte Stefan Raab

In der sich anschließenden Fragerunde mußten sich die sieben führenden Köpfe teilweise unangenehme Fragen gefallen lassen. Nirgends taucht in dem Werbefilm oder in den Anzeigen der Kampagne Staatstragendes auf. Keine Uniform. Keine Fahne. Kein identitätsstiftendes Signum. Kein Repräsentant. Andere Journalisten bemängelten, daß „Du bist Deutschland" nicht die Unterschicht und auch wenig die Mittelschicht anspreche. Das Internet sei auch nicht für jedermann, sondern stehe mehr den Jüngeren, Technikbegeisterten zur Verfügung. Auf Radiowerbung habe man gänzlich verzichtet. Diesen Fehler gestand man ein. Unzureichend erschien die Antwort auf die Frage, warum in dem Werbefilm kein einziges mal das Wort „Volk" vorkomme. „Wir wollen uns nicht an das Volk wenden", so Thielen, sondern der einzelne, das Individuum sei angesprochen. Da haben wir sie aber wieder, die nachkriegsdeutsche Identitätsvergessenheit, der doch die Kampagne „Du bist Deutschland" entgegenwirken wollte.

MELDUNGEN

Österreich gegen EU-Behörden

Luxemburg – Laut dem Generalanwalt des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) behindert Österreich die Dienstleistungsfreiheit in Europa. Er stellt sich damit hinter eine Klage der EU-Kommission. Das Urteil könnte über die Grenzen Österreichs hinaus zum Präzedenzfall werden, da beide Institutionen ausdrücklich auch staatliche Schutzmaßnahmen gegen Sozialdumping in ihre Kritik einbeziehen. Österreichs Auflagen für die Beschäftigung von Ausländern geraten unter Druck. Zu schikanös und bürokratisch seien die Richtlinien, so die Kritik. Somit stellten sie ein bewußtes Hindernis dar. Konkret verlangt Österreich von europäischen Unternehmen, daß sie für ihre Arbeitskräfte aus Drittstaaten ein bis zu sechs Wochen dauerndes Genehmigungsverfahren durchlaufen. Ohne „Entsendebestätigung" dürfen sie in Österreich keine Leistung erbringen. Vorschrift ist außerdem eine mindestens einjährige Beschäftigung der Arbeitskräfte bei dem Betrieb sowie ein unbefristeter Arbeitsvertrag. Ein Hauptpunkt der Kritik ist jedoch ausdrücklich auch die Regel, daß die ausländischen Kräfte zu heimischen Lohn- und Arbeitsregeln beschäftigt werden müssen, solange sie in Österreich arbeiten. Die gezielte Schutzklausel gegen Sozialdumping, sprich Ausbeutung ausländischer Arbeitskräfte, sei „unverhältnismäßig", hieß es seitens der Generalanwaltschaft. *SV*

Ehrengäste

Wien – Zwei Wochen nachdem er in Wien eine kleine Karikaturen-Demo organisiert hatte, nahm Saif-ul-Islam Al-Gaddafi, Sohn des libyschen Präsidenten, am Opernball teil. Er weilte in der Loge von Baumeister Richard Lugner. Im ORF-Interview gab Gaddafi-Junior seiner Hoffnung Ausdruck, einmal seinen Vater zum Opernball mitbringen zu können. Ehrengäste von Bundeskanzler Schüssel waren Nobelpreisträger Mohammed El-Baradei und Gattin Aida. El-Baradei, der gesellschaftliche Anlässe meidet, zeigte sich beeindruckt. Von einer Opernball-Demo war – nun schon zum zweitenmal in Serie – nichts zu bemerken. *RGK*



„Die spinnen, die Liberalen", hieß es am Stammtisch im Deutschen Haus, als berichtet wurde, daß sich alle FDP-Landtagskandidaten in der Landeshauptstadt Stuttgart mit einem überwiegend in schlechtem Englisch gehaltenen Plakat dem Wähler empfehlen. Die sich „The Liberal Party" nennende FDP lade unter den Überschriften „Go Vote!" und „Meet the Candidates" zum „Date" ein. Dort könne man ihre Kandidaten „live" erleben und darüber hinaus einen „Live Act von Paula PCay". Liberales Geheimnis bleibe allerdings , was Paula dabei zu bieten habe. Ob es wohl was Anständiges ist, rätselten einige amüsierte Stammtischbesucher. Andere vermuteten bei diesem unsinnigen FDP-Plakat vorauseilenden Gehorsam gegenüber dem Koalitionspartner CDU. Könne doch deren Ministerpräsident Günther Oettinger die Zukunft der in Europa meistgesprochenen Muttersprache, Deutsch, nur noch als „Feierabendsprache" erkennen. Der Baden-Württemberger Werbespruch „Wir können alles außer Hochdeutsch", erscheine dem Stammtisch jetzt in ganz neuem Licht. Aber man brauche doch darum nicht gleich Englisch zu schwätze, hieß es.

Übrigens: Besucher aus den USA und Großbritannien stehen deutscher Anglomanie im besten Fall erheitert, oft kopfschüttelnd, meistens aber peinlich berührt oder verächtlich gegenüber, wußte der Stammtisch.

Euer Michel

Die Schulden-Uhr:

Abkassiert

Rund 1,3 Millionen Rentnerhaushalte müssen bis zum 31. Mai erstmals eine Einkommenssteuererklärung beim Finanzamt abgeben. Das ist die Folge der zum 1. Januar 2005 vorgenommenen Neuregelung der Rentenbesteuerung. Wer da nicht in eine Falle tappen will, sollte sich zumindest mit den Grundzügen des neuen Rechts vertraut machen. Der Bund der Steuerzahler (Französische Straße 9-12, 10117 Berlin) zeigt in der Broschüre „Senioren und Steuern", welche Neuregelungen Sie unbedingt beachten müssen.

1.488.008.979.840 €

(eine Billion vierhundertachtundachtzig Milliarden acht Millionen neunhundertneunundsiebzigtausend und achthundertvierzig)

Vorwoche: 1.486.731.295.226 €
Verschuldung pro Kopf: 18.036 €
Vorwoche: 18.021 €

(Stand: Dienstag, 28. Februar 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Europa wird zum Dschungel

Fortsetzung von Seite 1

ser signifikante Mord, beinahe ein Ritualmord, klagt die linke Intelligenz an, die die Beziehung zwischen ethnischer beziehungsweise kultureller Zugehörigkeit und Kriminalität immer verleugnet hat. Denn auch das gehört zum Multikulturalismus. Die Multikultifraktion im Lande der Franken muß wie hierzulande zumindest seit den letzten Monaten eingestehen, daß die Schandtaten ihrer Schützlinge eine ganz andere Dimension und auch Häufigkeit aufweisen als diejenigen vergleichbarer europäischer Missetäter. Angefangen mit der Behandlung „unehrenhafter" Mädchen und Frauen in hiesigen türkischen Familien.

Handelte es sich wirklich im Fall Fofana um ein Extremverbrechen? Nicht nur die ethnische Abstammung oder religiöse Herkunft, sondern auch der erlebte Alltag dieser Leute in unseren Städten und Vororten unterhält sie in dem Wahn, daß sie weiter schalten und walten können wie früher, als sie auf den Bäumen lebten und in der Wüste Kamele trieben. Muß man deren Bräuche im Namen einer falsch verstandenen Identität und des angeblichen Respekts vor dem Glauben weiter dulden? Die Stadt, bisher ein zivilisierter Ort des friedlichen Zusammenlebens und des kulturellen Fortschritts, wird mancherorts bereits zu einem Dschungel, wo die Angst lauert. Gerade die „Ereignisse" des Novembers 2005 in Frankreich, die uns heute wie ein Vorspiel der jüngsten gelenkten Riesendemonstrationen gegen die „Karikaturen"

> Rücksicht auf privates und öffentliches Eigentum schwindet

in vielen islamischen Staaten vorkommen, haben gezeigt, daß die Rücksicht auf das öffentliche und auf das private Eigentum zurückgeht. Der Schritt ist nicht mehr weit, bis die Meuterer in noch intakte Stadtteile eindringen.

In einem Interview mit der Regionalzeitung „L'Est républicain" (30. Dezember 2005) äußerte die Kommissarin Lucienne Bui Trong, die die Abteilung „Stadtgewalt" des französischen Verfassungsschutzes leitet und außerdem Philosophieprofessorin ist: „Die Grenzen werden ständig erweitert und die ‚modi operandi' werden immer gewalttätiger. Wird man diesen Trend umkehren? Mittelfristig bin ich skeptisch. Die Meuterer greifen Güter an, die sie als herrenlos und kollektiv betrachten, so zum Beispiel Schulen oder auf der Straße geparkte Pkws. Ich befürchte, daß die Gewalt gegen Personen in Zukunft zunimmt und daß die Privatsphäre nicht mehr ausgespart bleibt. Sie werden in die Häuser und in die Wohnungen eindringen. Deshalb müssen wir wachsam bleiben. Wir müssen aufhören, daraus ein Objekt des politischen Streites zu machen. Wir dürfen nicht die langfristige Sozialarbeit von der alltäglichen Repression trennen. Das eine ohne das andere wäre sinnlos."

Nicht zufällig hieß die Fofana-Gang „die Barbaren". Die Barbaren sind nicht mehr vor den Toren. Sie haben schon in der Gesellschaft Fuß gefaßt. Angesichts der Dimension dieses Phänomens, vor dem man selbstgefällig jahrelang die Augen schloß, müssen die betroffenen Parteien oder

> Kommt Bagdad nun zu uns?

Politiker ihren Fehler zugeben. Zugegeben: Barbarei fasziniert immer ein bißchen. Auch bei uns gibt es Gruppen, die die Steinzeit der Modernität vorziehen. Der erste große Rückfall nach dem Krieg kann datiert werden: 1968. Es besteht übrigens eine gewisse Kontinuität vom geduldeten Kult der APO-Subkultur aus jener fernen Zeit bis zur Tolerierung von gewalt- und haßpreisenden Subkulturen heutiger Minderheiten, denen eine unliebsame Religion mit ihren Hohen Priestern eine Scheinlegitimität verleihen. Im „Dar al-Kufr" (Gebiet der Ungläubigen) der „kafir" (Ungläubige) darf man plündern, zerstören, Tribut verlangen.

Man darf den Einfluß, den der Rappsänger Alibi Montana aus der Siedlung „Cité des 4000" im Vorort Courneuve bei Paris, wo die Gewalt allgegenwärtig ist, nicht unterschätzen. „Nicolas, Du machst das Maul auf, du machst viel Lärm um nichts ... Verdammt, niemand hat Angst vor Dir, der Asphalt hat Dir gezeigt, daß Du ihn nicht beschimpfen darfst. Spiel weiter so den starken Mann, man wird Dich abmurksen", singt er und meint den Innenminister Nicolas Sarkozy. Als „Kultur" verbrämt gehören diese Worte in das Repertoire von Al Capone. Muß da nicht die Staatsgewalt eingreifen? Traut sie sich das noch? Bemerkenswert war es, daß die Mörder von Ilan Hamili eine „irakische" Inszenierung angewendet haben. Die Geisel war nackt, gedemütigt, in Ketten, mit einer Kapuze auf dem Kopf: Al-Kaida gepaart mit Abu Ghraib.

Auf dem Höhepunkt der Revolte im November 2005 stand auf einer in Brand gesteckten Schule das Wort „Bagdad".



„Nur ein Drittel der Eltern ist erwerbstätig": Berlins Bildungssenator Klaus Böger (SPD) will mit türkischsprachigen Plakaten Ausländerkinder in die Kitas locken (siehe Beitrag unten).

Foto: HF

Pflügers Silberstreif glänzt rot

Genossenkrieg zwischen WASG und Linkspartei gefährdet die Wahlchancen für Wowereits Senatskoalition

Von PATRICK O'BRIAN

Es ist ein ungleicher Kampf zwischen Friedbert Pflüger und Klaus Wowereit. Der Regierende Bürgermeister traf sich vergangene Woche mit seinen Kollegen aus Moskau, London und Paris und durfte sich so unter Blitzlichtgewitter in der Pose des „Staatsmannes" aalen. Wie gut solche Auftritte ankommen, belegen die Beliebtheitswerte von weiland Joschka Fischer und heute Angela Merkel. Auf dem roten Teppich vermeintlicher Weltpolitik merkt dem SPD-Politiker kaum noch jemand an, daß er im Grunde bloß der Chef einer bankrotten Kommune ist.

Gleichzeitig muß sich Wowereits CDU-Herausforderer Friedbert Pflüger – obwohl formal ein Mitglied der Bundesregierung und damit eigentlich qua Amt von nationaler Bedeutung – durch die Niederungen der Landespolitik kämpfen. Er ist fremd in den Kiezen der Hauptstadt und geht eifrig Händeschütteln, um das zu ändern. Ein Neujahrsempfang irgendeines Vereins, ein Fototermin im Olympiastadion und so weiter. Neuerdings gehört der Niedersachse Pflüger sogar dem Fußballclub Hertha BSC an.

Als er vergangene Woche bekräftigte, auch 2011 noch als Spitzenkandidat zur Verfügung zu stehen, wurde indes sogar dem Letzten klar: Pflüger selbst rechnet mit einer Niederlage bei den Landtagswahlen im kommenden September. Tragisch für einen Kandidaten, wenn er das schon sieben Monate vor dem Urnengang weiß.

Jetzt kommt dem Staatssekretär im Verteidigungsministerium allerdings eine Entwicklung zugute, die weder er noch Wowereit aktiv beeinflussen kann. Der Koalitionspartner der SPD gerät in Schwierigkeiten. Die Fusion zwischen der Linkspartei und der Wahlalternative Soziale Gerechtigkeit (WASG) ist in Berlin so gut wie gescheitert.

Vergangenes Wochenende traten die Delegierten der WASG Berlin zusammen. Es ging um die Septemberwahl. Die Delegierten hatten darüber zu entscheiden, ob die WASG selbst antritt oder gemeinsam mit dem SED- und PDS-Erben namens Linkspartei.

Die Pragmatiker hatten bis zuletzt auf eine Kooperation mit der Linkspartei gehofft. Schließlich existiert ein Abkommen zwischen den Parteien, das ein Antreten beider Formationen bei ein und demselben Urnengang ausschließen soll. Die Masse der WASG-Delegierten sah das aber anders. Mit satten 91 zu 39 Stimmen entschieden sie sich, mit einer eigenen Liste anzutreten. Das saß.

Die Unlust der WASG an der Zusammenarbeit mit der Linkspartei hat vor allem einen Grund: die Regierungsbeteiligung der Linken/PDS in Berlin. Die WASG war schließlich als Antwort auf die als unsozial empfundene Politik von Rot-Grün gegründet worden. Hier in der Stadt trägt die PDS jedoch seit 2002 genau diese Politik des Senats, wie Kürzungen beim Arbeitslosengeld II oder Ein-Euro-Jobs, gezwungenermaßen mit.

„Wir wollen keine Partei, die sonntags vom Sozialismus redet und montags Sozialabbau betreibt", hielt Landesvorstandsmitglied Lucy Redler den Fusionsbefürwortern auf dem Parteitag entgegen. In Umfragen steht die WASG bei vier Prozent.

Viel wird für die Partei davon abhängen, ob es ihr gelingt, in Rheinland-Pfalz in den Landtag zu gelangen, wo sie ebenfalls auf vier Prozent taxiert wird (in Baden-Württemberg nur auf zwei). Die WASG Berlin glaubt, aus eigener Kraft gegen die PDS mit sechs Prozent ins Abgeordnetenhaus einziehen zu können. Dann wäre die ohnehin gefährdete Mehrheit des rot-roten Senats endgültig dahin.

Inzwischen ist auch der Linkspartei die Lust an der Zusammenarbeit mit der WASG vergangen. Sehr deutlich wurde Bodo Ramelow (Linke/PDS), der Fusions-Beauftragte seiner Partei. Er sprach von einer „Unverschämtheit" und nannte den Beschluß „an Absurdität nicht mehr zu überbieten".

„Wer keinen Dialog will", schäumt Ramelow, „dem muß man nicht ständig Zeit anbieten." Damit begründete er den Abbruch der Fusionsgespräche. Ramelow forderte die WASG-Parteiführung indirekt auf, den gesamten Landesverband der Partei aufzulösen: „Die Berliner WASG ist rechtlich nicht eigenständig, sondern Teil der Bundespartei und kann sich nicht gegen deren Politik stellen. Dann müssen die Berliner eben eine eigene Partei bilden."

Eine letzte Chance haben die Befürworter der Fusion der beiden extremlinken Parteien noch: Bis kommenden Dienstag läuft eine Urabstimmung aller 800 WASG-Mitglieder in Berlin, deren Ausgang den Parteitagsbeschluß kippen könnte.

Tut sie es nicht, dann sind die Brücken wohl endgültig abgebrochen. Das hat dann womöglich auch Konsequenzen für die Bundespolitik. Es könnte geschehen, daß den Linken ihre gesamte Bundestagsfraktion „um die Ohren" fliegt. Die Statuten des Bundestags erlauben Fraktionsgemeinschaften wie die von CDU und CSU nämlich nur dann, wenn beide Parteien nirgendwo miteinander konkurrieren.

Fans ausgesperrt

Von HARALD FOURIER

Frank Bielka hat immer gern die Vip-Karten von Hertha BSC oder den Basketballern von Alba Berlin genommen. Mit dem Wagen am Stadion vorfahren, einen Spezialparkplatz zugewiesen bekommen, das hat ihm gefallen. Bei Alba sind die Vip-Gäste während des Spiels in einem abgesonderten Party-Raum mit Großbildschirmen bei Buffet und Getränken unter sich.

Jetzt ermittelt die Staatsanwaltschaft wegen einer „Karten-Affäre" gegen Bielka (und gegen Hertha BSC sowie gegen Alba Berlin). Der Ex-Staatssekretär für Finanzen war für die Vertragsbeziehungen des Landes mit den Sportvereinen zuständig. Gleichzeitig hat der SPD-Politiker solche Vorteile genutzt. Vorteilsnahme und Bestechlichkeit lautet der Vorwurf gegen Bielka, der ihm nicht zum ersten Mal gemacht wird.

Kritiker der Kommerzialisierung im Sport fühlen sich bestätigt: „Alles dreht sich im Spitzensport nur ums Geld." Stimmt das auch? Oder ist der Skandal um Bielka nur ein Einzelfall? Die WM-Vorgaben des Weltfußballverbandes Fifa scheinen die harsche Kritik zu stützen – hier wird der Tanz ums goldene Kalb auf die bizarre Spitze getrieben: So muß zum Beispiel ein Name wie „Daimler-Stadion" verdeckt werden, weil Daimler kein Hauptsponsor der WM ist. Es kommt noch besser: Weil aber der koreanische Autobauer Hyundai die WM mit Millionengaben sponsert, sollen nur Busse des Daimler-Konkurrenten eingesetzt werden. Von denen gibt es aber nicht genug in Deutschland. Also müssen laut Fifa-Ukas die Mercedes-Busse mit einem Hyundai-Logo versehen werden, damit niemand erkennt, daß sie von dem deutschen Auto-Multi gebaut wurden.

Dabei sind es keineswegs die „Gesetze des Marktes", die hier regieren. Die Kartenvergabe etwa findet nicht nach den Regeln von Angebot und Nachfrage statt, sondern unter sehr merkwürdigen, für den Fan äußerst ärgerlichen Umständen: Eine Führungsclique aus den Sponsoren-Firmen verfügt über die Hauptkontingente.

Keine einzige Karte wird auf einem normalen Markt angeboten. Nur eine kleine Menge wurde „verlost" (sie müssen aber trotzdem bezahlt werden). Die Glückstreffer sind personengebunden, also nicht übertragbar.

Den Verbandschefs ist die langfristige „Kundenbindung" (also das Verhältnis zu den milliardenschweren Sponsoren) wichtiger als die Zufriedenheit von ein paar tausend deutschen Fußballbegeisterten. Deswegen verbieten sie den Verkauf selbst der restlichen Karten, die nun völlig willkürlich von McDonalds, Telekom und Co. unters Volk gebracht werden dürfen. Mehr Markt wäre hier angebracht. Dann könnte jeder Karten erwerben, wenn er bereit ist, den entsprechenden Preis zu zahlen. Es müssen ja nicht gleich Vip-Karten sein.

Berlins Juden droht Spaltung

Der Jüdischen Gemeinde Berlin droht die Spaltung. Die alteingesessenen deutschen Juden in der Hauptstadt fühlen sich von der großen Zahl zugewanderter Glaubensbrüder aus Rußland an den Rand gedrängt und erwägen den Austritt aus der mit über 11000 Mitgliedern stärksten jüdischen Kultusgemeinde Deutschlands.

Wortführer der Unzufriedenen ist der bekannte Historiker Julius Schoeps, der auch als Vorsitzender der nach dem verstorbenen Zentralratsvorsitzenden Galinski benannten „Heinz-Galinski-Stiftung" fungiert.

Der im Herbst zum neuen Gemeindevorsitzenden gewählte Gideon Joffe rief die Mitglieder zur Einheit auf. In der 21köpfigen Repräsentantenversammlung stehen seinen Worten zufolge zehn deutsche zehn russischen Delegierten gegenüber, dazwischen stehe er. Deutsch aber müsse wieder als offizielle Sprache in der Gemeinde durchgesetzt werden, so Joffe. *HH*

Lockruf auf türkisch

Mit einer großen Kampagne wollen Berlins Regierende Ausländerkinder in die Kitas holen

Von HARALD FOURIER

Klaus Böger (SPD) hat ein Gespür für gute Fotos. „Dann nehmen wir als Hintergrund das Großplakat draußen", sagt er und stürmt zur Tür raus. Und das, obwohl er eigentlich erkältet ist, wie er sagt.

Vor dem Kindergarten in der Bülowstraße 35, der sich selbst „Interkulturelle Einrichtung" nennt, trifft der Berliner Bildungssenator eine der 20 Erzieherinnen mit vier ihrer Schützlinge. Die müssen mit aufs Foto, entscheidet er.

Böger, die Kita-Tante und die Kinder stehen vor einem von 700 Plakaten, auf denen der Hertha-BSC-Kicker Yildiray Bastürk zu sehen ist. Der Text dazu: „Cocugunuzum ofsayta düsmemesi icin, haydi yuvalara!" (Zu Deutsch: In die Kita, damit Ihr Kind nicht im Abseits steht!"). Der Senat trommelt für die nächste große Werbekampagne unter den Zugewanderten. Diesmal sollen Eltern dazu gebracht werden, ihre Kinder in eine deutsche Kindertagesstätte zu schicken. In eine Kindertagesstätte wie die, in der Senator Böger seine Pressekonferenz abhält. Hier werden 150 Kleine pro Tag betreut. Zehn Prozent beträgt der Anteil der deutschen Kinder. Und: „Nur ein Drittel der Eltern ist erwerbstätig", klagt eine der Leiterinnen.

Im vergangenen Jahr hatten die stadteigenen Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) bereits eine auf türkischstämmige Kunden ausgerichtete Werbung an Litfaßsäulen gestartet. Demnächst plakatiert der Ausländerbeauftragte seine Aufforderung, sich einbürgern zu lassen (siehe *PAZ* Nr. 2).

Die neuste Senatsinitiative zielt nun auf die Jüngsten. Vor zehn Tagen mußte Böger der Öffentlichkeit mitteilen, daß jedes vierte Kind in Berlin bei der Einschulung nicht ausreichend Deutsch sprechen könne. Und heute morgen hat er die „DaZ"-Tage eröffnet („DaZ" steht für „Deutsch als Zweitsprache"). In der Pressemitteilung aus dem Hause des Bildungssenators wird vorsichtig gefragt: „Wie können auch Eltern, die selbst keine Leser sind, als Unterstützer bei der Entwicklung von Lesekompetenz gewonnen werden?"

Böger glaubt offenbar selbst nicht daran, die Elterngeneration erfolgreich mit einbinden zu können. Ansonsten würde er jetzt nicht die Ganztagsbetreuung für alle empfehlen. „Alle Kinder können – rechtlich und faktisch – in die Kita gehen", verspricht er.

In Berlin gehen 90 Prozent aller Kinder in eine staatliche Kindertagesstätte (Stand 2004). Es gibt jedoch regionale Unterschiede: In Treptow-Köpenick (92,9 Prozent) oder Wilmersdorf-Charlottenburg (94,06) sind es deutlich mehr als in Spandau (86,4) oder Neukölln (84,8). Mit anderen Worten: In Bezirken mit hohem Ausländeranteil gehen weniger Kinder in die Kita.

Rund 80 Prozent der Ausländer-Kinder, die keine Tagesstätte besucht haben, werden später mit Sprachschwierigkeiten eingeschult. Böger: „Der Kita-Besuch wirkt sich immer positiv auf die Sprachkenntnisse von Kindern nicht-deutscher Herkunft aus", erkennt der Sozialdemokrat und fügt pathetisch an: „Das ist einer der wichtigsten Reformprozesse in der Bundesrepublik, wichtiger als die Frage, ob wir drei neue Autobahnen bekommen."

Böger ist ein alter Hase, dienstältester Senator in Wowereits Kabinett. 1999 wollte er als Regierender Bürgermeister gegen Eberhard Diepgen kandidieren. Aber die Partei wollte Walter Momper. Jetzt ist Böger 60 und seine Tage in der großen Politik sind gezählt.

Er liest jetzt den anderen Politikern in der Stadt (vor allem in seiner eigenen Partei) und ein bißchen auch sich selbst die Leviten. „Wir haben die Integration vernachlässigt", grämt er.

Als hier 1986 die Fernsehserie „Praxis Bülowbogen" mit Günter Pfitzmann in der Hauptrolle gestartet wurde, da war der „Bülowbogen" noch ein alternatives Szene-Quartier im nördlichen Schöneberg. Inzwischen ist die Gegend, die Senator Böger für seinen Kita-Auftritt gewählt hat, ein Elendsviertel geworden.

Ob die „Kita-Kampagne" heute überhaupt noch erfolgreich verlaufen kann, ist selbst den Initiatoren nicht ganz klar. Erreichen deutsche Werbe-Plakate die Menschen in den abgeschotteten Parallelgesellschaften eigentlich – selbst wenn sie auf türkisch verfaßt sind? Böger tastet vorsichtig in die Presserunde: „Ich hoffe, daß auch die türkischen Medien wie der Sender TD1 hier sind, die von türkischen Berlinern gesehen werden." Kein Pressevertreter meldet sich.

Zankapfel: Familienpolitik

Von ANSGAR LANGE

Inwieweit darf der Staat versuchen, Einfluß auf die Entwicklungen in deutschen Schlafzimmern zu nehmen? Ist die drohende demographische Katastrophe eine Legitimation, Menschen ohne Kinder zur Kasse zu bitten? Muß man wiederum nicht Paare, die sich für Kinder entscheiden, und somit der Gesellschaft auch einen Dienst erweisen, unterstützen? Ist es Aufgabe des Staates, kostenlos Kindertagesstätten zur Verfügung zu stellen? Momentan haben alle Parteien die Familie entdeckt und versprechen, nur das Beste für sie zu wollen. Zwei *PAZ*-Autoren nehmen nun die Entwicklungen auf ihre jeweils ganz eigene Weise näher unter die Lupe. Auf Ansgar Lange, 34 Jahre alt, unverheiratet und kinderlos, folgt in der nächsten Ausgabe Jürgen Liminski, 55 Jahre alt, verheiratet und Vater von zehn Kindern.



Junge Eltern mit Kind: Kann der Staat Paare zum Kinderkriegen animieren? Foto: Joker

Für Pessimisten ist das Glas halb leer, für Optimisten halb voll. Ähnlich verhält es sich bei dem Thema Demographie. Die Tatsache, daß unsere Gesellschaft rapide altert und wenig Kinder geboren werden, ist seit über 30 Jahren bekannt. Zunächst wollte keiner die Kunde hören. Mittlerweile hat die Diskussion über den demographischen Wandel fast hysterische und kulturkämpferische Züge angenommen. Wer nur die Nachteile dieser Entwicklung betont, wird wahrscheinlich das ernten, was er gesät hat.

Selbst ausgewiesene Experten sind nicht davor gefeit, einem sachlichen und nüchternen Austausch von Argumenten im Wege zu stehen. Mit leichtem Unbehagen greift man zum Beispiel zu dem schmalen Band von Herwig Birg, der den Titel „Die ausgefallene Generation“ trägt. Auf dem Buchumschlag hat der C. H. Beck-Verlag werbewirksam leere Kinderbetten auf der Säuglingsstation plaziert. An der fachlichen Kompetenz Birgs kann kein Zweifel bestehen. Bis 2004 war er Leiter des Instituts für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik der Universität Bielefeld. Außerdem weisen ihn seine zahlreichen Veröffentlichungen in nationalen und internationalen Fachzeitschriften und etliche Bücher als Experten aus. Befremdlich wirken die Passagen, in denen Birg einen moralisierenden Ton anschlägt: „Menschen, die bei der Wahl ihres Lebenslaufs langfristige Festlegungen durch Kinder oder Partnerbindungen vermeiden oder aufschieben, um die Größe ihres potentiellen biographischen Universums – den Möglichkeitsraum biographischer Alternativen in der Außenwelt – mit seiner Vielfalt an Optionen nicht einzuschränken, verzichten dafür auf das andersartige, nur durch langfristige Festlegungen erreichbare Universum in der Innenwelt.“

Birg will mit seinem Buch Meinung machen. Das ist völlig legitim. Aber es ist fraglich, ob sein kulturkämpferischer Duktus nicht eher dazu beiträgt, die Gräben zwischen Kinderlosen und Leuten mit Kindern aufzureißen. Zweifelhaft bleibt auch, ob allein die Durchsetzung des politischen Willens der Eltern dazu führen würde, daß in Deutschland wieder mehr Kinder in die Welt gesetzt werden. In einer Art Programm schlägt Birg vor, die Renten-, Kranken- und Pflegeversicherung durch Berücksichtigung der Arbeits- und Erziehungsleistungen der Familien mit Kindern zukunftsgerechter zu gestalten. Dies ist ein Vorschlag, der wahrscheinlich viel Geld kosten beziehungsweise Kinderlosen viel Geld wegnehmen würde. Aus einem freiheitlichen Verständnis heraus wäre es sinnvoller, endlich von der völlig überholten Version umlagefinanzierter Altersvorsorge abzuweichen. Mehr private Vorsorge statt staatlicher Umverteilung: Eigentlich ist den meisten völlig klar, daß wir heute nicht mehr die Verhältnisse haben, die 1957 bei der Einführung der Rentenformel herrschten. Denn Kinder bekommen die Leute bekanntlich nicht mehr automatisch. Hier hat sich Konrad Adenauer geirrt.

Vernünftig ist hingegen Birgs Forderung nach der Einführung hochwertiger Betreuungseinrichtungen ab dem Vorschulalter sowie von Ganztagsschulen. Fraglich, ob dies mit unseren oft satten und der Kuschelpädagogik frönenden Lehren durchsetzbar ist. Die gewerkschaftlichen Vertreter laufen ja schon Sturm, wenn Schulminister sagen, in der Schule müsse das Wohl der Kinder im Vordergrund stehen. Wo denn da das Wohl der armen Lehrer bliebe! Kann sich eine Gesellschaft, in der viele Mütter und Väter berufstätig sind, überhaupt noch sechs Wochen Sommerferien leisten? Damit sind wir beim nächsten Punkt. Der Bevölkerungswissenschaftler fordert eine Erhöhung des Kinderfreibetrags, des Kindergelds und des Erziehungsgeldes. Oft landen diese finanziellen Wohltaten des Staates aber eher in der Urlaubskasse als bei den Kindern. Ob eine (unfinanzierbare) Aufstockung dieser Leistungen den Wunsch nach Kindern wirklich stimulieren wird, ist mehr als zweifelhaft.

Interessant sind die beiden letzten Punkte des Forderungskatalogs. Das Grundgesetz soll geändert werden, um ein Eltern- oder Familienwahlrecht einzufordern. Zudem sollen Mütter bei Stellenbesetzungen Priorität genießen. Juristen haben über die Verfassungskonformität oder -widrigkeit solcher Ansinnen zu beschließen. Letztlich entlarven sie aber ein Denkschema, das hinter manchen der von Birg angestellten Überlegungen steht. Die vermeintliche Benachteiligung der Familien, die zur Zeit herrsche, soll durch eine neue Ungerechtigkeit abgelöst werden. Nun sollen – grob gesprochen – die Kinderlosen diskriminiert werden. Ist es denn wirklich sozial gerecht, wenn eine nicht besonders üppig verdienende Sekretärin immer das Nachsehen haben muß gegenüber einer verheirateten Stellenbewerberin, die zugleich Mutter und mit einem gut verdienenden Mann verheiratet ist? Dieses Beispiel zeigt, wie absurd solche Vorstellungen sind. Staat und Arbeitgeber tun hingegen gut daran, sich aus der privaten Lebensplanung ihrer Bürger und Mitarbeiter herauszuhalten. Egal, wie edel die Absichten sind.

Politiker fordern, Kinderlose zu diskriminieren

Herwig Birg glaubt aber selbst nicht daran, daß der Staat zu einer langfristigen Bevölkerungspolitik in der Lage ist. Die Politik sei ja nicht einmal dazu fähig, „ihre kurzfristigen Ziele zu erreichen und die Arbeitslosigkeit zu verringern“. Dieser Satz ist insofern verräterisch, weil er Ausdruck einer staatsfixierten Gesinnung ist. So als müsse die Politik nur einen Hebel umdrehen, und die Probleme werden gelöst. Die Politik kann aber höchstens Anreize geben, daß Kinder geboren werden oder neue Jobs entstehen. Alles andere würde den Staat überfordern und ist sowieso Sache der einzelnen Bürger und ihrer freien Entscheidung.

Birg hätte sich darauf beschränken sollen, die gravierenden Folgen des demographischen Wandels aufzuzeigen. So erliegt er nicht der Feigheit der Multikulti-Politiker und traut sich, von der Einwanderung in die deutschen Sozialsysteme zu schreiben und darauf hinzuweisen, daß die Einwanderung in der jetzigen Form die Probleme nicht mindern, sondern eher vergrößern wird. Es kommen eben nicht die perfekt ausgebildeten Ausländer ins Land, die gut verdienen, reichlich Steuern zahlen und Kinder zeugen, die dem deutschen Schulsystem zur Zierde gereichen. Wie Birg aber dann gleich von der „Ausbreitung der Dritten Welt in den großen Städten inmitten Deutschlands“ zu warnen, geht denn doch zu weit.

Starker Tobak ist folgende Formulierung Birgs: „Die Beseitigung der ökonomischen Ausbeutung der Familien ist eine notwendige Bedingung dafür, daß der Wunsch nach Kindern wieder zu einem selbstverständlichen Leitbild der Persönlichkeitsentwicklung wird.“ In Deutschland werde so ein Lebenslauf aber zu einem „Hindernislauf“. Die skandinavischen Länder und Frankreich seien uns voraus. Doch sind Familien wirklich die Zahlmeister der Nation oder sind wir Zeuge einer ideologisch überhöhten Debatte über die richtige Familienpolitik, die eigentlich moralisch drapierte Interessenpolitik ist?

Politiker aus der zweiten Reihe der CDU sprechen sich mittlerweile offen für eine Familienpolitik aus, die Kinderlose diskriminieren würde. Matthias Zimmer, Vorstandsmitglied der hessischen CDU-Sozialausschüsse und CDA-Vorsitzender in Frankfurt am Main, machte dies in einem Gastkommentar für die Tageszeitung „Die Welt“ deutlich. Viele junge Menschen würden die eigene Karriere dem Kinderwunsch voranstellen, so seine These: „Beheben läßt sich dieses Defizit nur, wenn Kindererziehung als eine Schlüsselqualifikation für die berufliche Karriere anerkannt wird. Dann zählt eben nicht nur die Leistung am Arbeitsplatz, sondern auch die für die Gesellschaft erbrachte Leistung in der Familie.“ Zimmer fordert von der Politik, sie dürfe sich nicht auf die finanzielle Förderung der Familien beschränken, sondern müsse offensiv für die Familie als gesellschaftliches Leitbild werben. Im Klartext heißt dies wohl: Die Wirtschaft soll Familienmütter oder -väter gegenüber Alleinstehenden bevorzugen, auch wenn die Singles über bessere Qualifikationen verfügen.

Mario Ohoven, Präsident des Bundesverbandes mittelständische Wirtschaft (BVMW), wendet sich gegen die anti-ökonomische Argumentation einiger Familienpolitiker. „Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist ein wirtschaftlicher Erfolgsfaktor“, sagt Ohoven. Die Rezepte der Parteien gingen an den wahren Problemen vorbei. Der Mittelstandspräsident hält Frankreich für ein Vorbild, wo laut Statistik 1,9 Kinder pro Frau geboren werden. In Deutschland sind es nur 1,3: „Dabei läßt sich die Regierung in Paris die Förderung junger Familien auch nicht mehr kosten als die Bundesregierung. Sie gibt das Geld der Steuerzahler nur intelligenter aus – und mehrt so den Nutzen für die gesamte Volkswirtschaft. Denn während hierzulande das meiste Geld für Kindergeld ausgegeben wird und die Regierung über ein Erziehungsgeld diskutiert und über die steuerliche Absetzbarkeit von Betreuungskosten, stecken die Franzosen ihr Geld in den Ausbau von öffentlichen Betreuungsangeboten.“

Der Unterschied sei enorm und entscheidend für die Kinderfreundlichkeit einer Gesellschaft. „Deutsche Familien haben keine andere Chance, als die vom Staat angebotenen Finanzhilfen mitzunehmen, ob sie es brauchen oder nicht. Viele Familien streichen das Kindergeld ein – und verbraten es im Urlaub. Doch kaum zu Hause, wissen die Mütter nicht, wohin mit ihren Kindern, und bleiben deshalb dem Berufsleben fern. Kinderkrippen, Ganztagskindergärten, Ganztagsschulen? Fehlanzeige“, meint der BVMW-Präsident. Dabei sei es längst klar, daß nur das Angebot an öffentlichen Betreuungsmöglichkeiten die Geburtenrate einer Gesellschaft entscheidend beeinflusse. „Statt neuer Steuersubventionen für die Betreuung wäre deshalb ein Ausbau entsprechender Einrichtungen der wesentlich bessere Weg, das deutsche Bevölkerungswachstum anzuregen“, so Ohoven.

Die Argumentation des BVMW-Präsidenten erhält auch Rückendeckung durch eine jüngst vorgelegte Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW). Eine bessere Versorgung mit Ganztagsschulen würde den Konflikt einer Entscheidung deutlich entschärfen und die Erwerbsbeteiligung von Frauen spürbar steigern. Doch laut DIW sind kostengünstige Angebote zur Nachmittagsbetreuung von Schulkindern zumindest in Westdeutschland derzeit Mangelware. In einem scharfsinnigen Beitrag übte auch die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“ („FAS“) Kritik an den Familienideologen. So hält die „FAS“ es für nicht gerechtfertigt, wegen der künftigen Renten Alleinerziehende über Gebühr zu belasten und Eltern zu bevorzugen: "Der am häufigsten genannte Grund ist der Mangel an Beitragszahlern für die gesetzliche Rentenversicherung. Einmal abgesehen davon, daß aus heutigen Kindern nicht notwendigerweise später Rentenzahler werden, sondern vielleicht Aussteiger, Ärzte, Juristen oder Auswanderer, entbehrt dieses Argument nicht einer gewissen Kaltschnäuzigkeit: Kinder sind nach dieser Lesart nichts weiter als zukünftige Beitragszahler und Arbeitskräfte – wenn das Diktum vom ökonomischen Imperialismus eine Berechtigung hat, dann hier. Hinzu kommt, daß die späteren Rentenzahler ja auch spätere Rentenbezieher sind – so richtig löst sich das Rentenproblem damit also nicht. So ist halt Politik: Anstatt ein veraltetes System an eine geänderte Realität – eine schrumpfende Gesellschaft – anzupassen, müht man sich via Familienpolitik, die Realität an das System anzupassen.“

Die Realität soll sich dem System anpassen

Es bleibe noch das Argument, daß Kinder später ja die Produktivität der Gesellschaft heben – doch auch das sei „ökonomischer Imperialismus“: „Diese Idee verkennt, daß nicht die Zahl der Köpfe, sondern deren Produktivität über den Wohlstand einer Gesellschaft entscheidet. Eingedenk dieser Überlegung könnte man diskutieren, ob eher die Kinder aus gehobenen Gesellschaftsschichten zu fördern sind, die bessere Berufschancen haben als Kinder aus armen Bevölkerungsschichten – das will so wohl niemand.“

Daß von den Familienideologen vorgebrachte Argument, viele Kinder trügen zur Verarmung bei, ist nach dem Bericht der Sonntagszeitung ebenfalls nicht stichhaltig. Je höher das Einkommen sei, um so höher die Kinderzahl. So bringen es Familien mit einem Kind im Schnitt auf ein Haushaltsnettoeinkommen von 3256 Euro im Monat, bei Paaren mit zwei Kindern sind es schon 4026 Euro. Und Paare mit drei Kindern haben im Schnitt 4364 Euro netto im Monat zur Verfügung. Selbiges gilt auch für das Immobilienvermögen: Ein-Kind-Paare haben im Schnitt Haus- und Grundbesitz in Höhe von 146000 Euro, bei Zwei-Kind-Familien sind es 171000 Euro, bei drei oder mehr Kindern sind es 203000 Euro. „Kurzum: Die Statistik gibt Hinweise darauf, daß die Deutschen um so mehr Kinder haben, je wohlhabender sie sind“, so die „FAS“.

Einer der klügsten Köpfe in der Familien-Debatte ist der Journalist Matthias Kamann. Er schreibt, Deutschland habe keine Familienpolitik, sondern nur Ideologiepolitik. Es gehe den Beteiligten darum, „Lebenskonzepte“ durchzudrücken: „Mal soll Mutti arbeiten, mal zu Hause und mal ohne Ehemann bleiben; stets muß dabei umverteilt werden, und nie dürfen die Privilegien der kinderlosen Ehe angetastet werden. Zentrale Orientierung sind nicht Kinder, sondern ideologisierte Lebensweisen.“ In erfrischender Nüchternheit und ohne jedes Pathos stellt Kamann fest, daß die Kinder einfach nicht kommen und Deutschland schrumpft. Deshalb könne man sich die ohnehin mißratene Familienpolitik auch gleich schenken. Vielmehr gelte es, die Alterssicherungssysteme dem Bevölkerungsrückgang anzupassen. Daran haben aber die Lobbyisten der Familienideologie kein Interesse. Sie hämmern den Kinderlosen lieber ein, daß sie nur Sozialschmarotzer seien, die auf Kosten derjenigen lebten, die Kinder hätten. Eine liberale Gesellschaft schreibt den Menschen nicht vor, wie sie zu leben haben. Liberale Politiker – nicht im parteipolitischen Sinn – richten ihr Handeln nicht danach aus, was vielleicht wünschenswert wäre. Sie nehmen zur Kenntnis, daß die „Reproduktionsrate“ von 2,1 Kindern pro Frau in Deutschland gravierend unterschritten wird. Sie werden alles tun, damit die Rahmenbedingungen, die sie beeinflussen können, kinder- und familienfreundlich ausfallen. Doch sie werden sich derer hüten, Menschen dafür zu bestrafen, daß sie gewollt oder ungewollt kinderlos oder ohne Partner leben. Denn dies ist ihre Privatsphäre. Sie werden sich nicht zum Richter aufschwingen über Menschen, die anders leben, als sie es selbst tun. Es ist aber zu befürchten, daß es ihnen an Mut mangeln wird, den Bürgern reinen Wein einzuschenken. Und dieser „reine Wein“ besteht darin, daß mehr Geld nicht automatisch mehr Kinder bedeutet. Und zur Wahrheit gehört auch, daß ein radikaler Systemwechsel in der Renten-, Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik vonnöten ist. Denn wer immer mehr Geld in marode und unzeitgemäße Systeme schießt, handelt verantwortungslos. Vielleicht sehen dann auch diejenigen, die so gern auf dem hohen Roß der Moral sitzen, ein, daß man Kinder bekommt, weil man sie liebt und einen natürlichen Wunsch danach verspürt. Wer sich den eigenen Kinderwunsch nur auf dem Taschenrechner ausrechnet und ein paar mehr oder weniger Euro Staatsknete für entscheidend hält, der bleibt vielleicht sowieso besser kinderlos.

Von Rebecca Bellano

Mit emotionaler Wucht

Der Zweiteiler »Dresden« in der Kritik von Zeitzeugen



Foto Filmszene: ZDF / Conny Klein

Der Angriff auf Dresden hat begonnen: Verzweifelt rennen die Menschen in die Luftschutzkeller.

Kann man einer jüngeren Generation den Krieg zeigen, wie er 1945 physisch und psychisch erlebt wurde?" Diese Frage stellte sich Nico Hofmann, Produzent der Film-Firma „teamworx", laut eigenen Aussagen, bevor er das derzeit vom ZDF stark beworbene Filmprojekt „Dresden" in Angriff nahm. Da es „teamworx" schon mit seinen bereits gesendeten Filmen „Die Luftbrücke" und „Die Sturmflut" gelungen ist, ein Millionen-Publikum aller Altersklassen an die Bildschirme zu ziehen, ist davon auszugehen, daß dies der Produktionsfirma auch dieses Mal (ZDF, 5. und 6. März, jeweils 20.15 Uhr) gelingen wird.

Wie auch schon seine beiden Vorgänger ist „Dresden" auf den ersten Blick eine Dreiecksgeschichte. Frau zwischen zwei Männern heißt auch hier das Motto, doch das soll keineswegs bedeuten, daß es sich hier um eine Liebesschnulze vor historischer Kulisse handelte. Dem Vorurteil jedenfalls widersprechen die Aussagen von Zeitzeugen, die als Statisten bei dem Film mitgewirkt haben. Heide Blum, die eine Helferin der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt spielt, hat als Kind das brennende Dresden gesehen. Die 1936 Geborene arbeitete selbst als Dokumentarfilmerin und hat dadurch einen sehr kritischen Blick auf die Verfilmung dieses Stoffes. „Es gibt sehr berührende Szenen", stellt die nüchterne Dresdnerin fest, auch wenn nicht alles der Wahrheit entspreche. So könne sie sich daran erinnern, daß die Lage in den Krankenhäusern Anfang 1945 durchaus nicht so katastrophal gewesen sei, wie sie im Film dargestellt werde.

Die 1935 geborene Gudrun Fischer, die eine Verwundete mimt, zeigte sich erfreut, wie detailgetreu die Macher die Geschichte erzählten. In der Probevorstellung von „Dresden" entdeckte sie zahlreiche Kleinigkeiten, die sie aus eigener Erinnerung kannte, inzwischen aber vergessen hatte. So sah sie selbst, als sie am 13. Februar 1945 zu ihrer Großmutter in die Johann-Georgen-Allee fuhr, zahlreiche kostümierte Kinder in den Straßen. Auch kann sie sich daran erinnern, wie überall nach dem Bombenangriff an den Wänden der Ruinen Nachrichten der Ausgebombten für andere Familienmitglieder hinterlassen worden waren.

Da die Filmemacher sich aber nicht nur auf Zeitzeugen verlassen wollten, wurden auch einige Historiker zu Rate gezogen. Unter ihnen Professor Dr. Rolf-Dieter Müller, Leiter der Historikerkommission, die im Auftrag des Dresdner Oberbürgermeisters den Luftangriff historisch aufarbeitet und die Zahl seiner Opfer untersucht. Wer sich mit den Opferzahlen in Dresden auseinandergesetzt hat, mag jetzt möglicherweise Bedenken äußern, da Professor Dr. Rolf-Dieter Müller die Auffassung vertritt, daß es nur um die 35 000 Opfer gegeben haben könne. Doch um Opferzahlen geht es in dem Film nur ganz am Rande. Vielmehr geht es um die Hölle, die sich auftat. Diese schildert der Spielfilm, so meint der Historiker, überraschend differenziert, auch wenn eben nicht alles hundertprozentig der Realität entspreche. So moniert er es zum Beispiel als ziemlich unsinnig, daß ein englischer Pilot, der kurz zuvor Magdeburg bombardiert hat, plötzlich in Dresden landet, statt direkt nach Hause zurückzufliegen. Doch hier hatte die Dramaturgie Vorrang. Ähnlich unrealistisch erscheint dem Historiker die sofortige Erschießung einer Frau. Für den Januar 1945 sei eine Verhaftung viel wahrscheinlicher.

„Natürlich kann man fragen, muß es denn unbedingt eine Liebesgeschichte sein, doch diese kritische Distanz ist häufig auch ein Ventil. Wer den Film unbefangen auf sich wirken läßt, der spürt die emotionale Wucht", so Müller.

Dafür, daß die Filmemacher nicht unüberlegt an das Thema gegangen sind, spricht auch die durchaus nachdenklich stimmende Aussage des Drehbuchautoren Stefan Kolditz, der mehrfach aufgrund zahlreicher Hinweise der Historiker und Zeitzeugen sein Drehbuch umgeschrieben hat: „Dresden ist eine der letzten großen Kriegskatastrophen, die nicht nach den Gesetzen der medialen Verwertung inszeniert wurden. Dresden ist nicht nur das Ende eines Krieges, es ist der Anfang eines anderen. Heute säßen CNN-Reporter auf den Dächern um den Altmarkt mit Liveschaltungen in die ganze Welt. Brennende Kinder, erstickte Frauen – der Angriff würde so nicht mehr stattfinden in den Zeiten der Kollateralschäden. Die Lügen schon. Das erste Opfer des Krieges ist die Wahrheit und das letzte." Deswegen stellt der Film durchaus die Frage nach Verantwortung, Schuld und Sühne – nicht nur auf deutscher, auch auf alliierter Seite.



Gedanken zur Zeit:

Ein Übermaß an Verständnis

Von Jürgen Liminski

Der Glaube ist die größte Leidenschaft des Menschen", befand der dänische Philosoph Sören Kierkegaard schon vor mehr als 150 Jahren. Wie recht er hatte, zeigen die Tage des Aufruhrs um die Karikaturen. Aber es geht bei den angeblichen Glaubensfragen und religiösen Gefühlen rund um die Karikaturen aus Dänemark mehr um Politik und Massenpsychologie als um Dogmen. Und es geht um die Demokratiefähigkeit sowohl der muslimischen Massen als auch der europäischen Gesellschaften.

Der islamisch-religiöse Aspekt ist schnell abgehandelt. Denn Abbildungen von Mohammed gibt es auch in der islamischen Literatur, insbesondere im Mittelalter. Sie sind selten, aber existent. Die wirkliche Frage dreht sich um die echte und wahrhafte Anerkennung demokratischer Grundrechte, nicht nur der Pressefreiheit, sondern auch der Gleichheit aller Menschen, also auch der Frauen, vor dem Gesetz. Hier gibt es, um es milde auszudrücken, Nachholbedarf für die islamische Welt. „Allahs Frauen" sollen Krieger gebären für den Befreiungskrieg – so steht es zum Beispiel in der Charta der Palästinenserorganisation „Hamas". Nach Brauch und Gesetz (Scharia) hat die Frau dem Mann in allen Belangen untertan zu sein und jederzeit zur Verfügung zu stehen. Die Unterworfenheit zeigt sich schon darin, daß ein Mann bis zu vier Frauen haben darf. Einzige Bedingung: Er muß sie ernähren können. Allein dieses „oberste islamische Gebot der totalen Unterwerfung der Frau unter den Mann", so der Orientalist Hans-Peter Raddatz, Autor von „Allahs Schleier" und „Allahs Frauen", ist mit den einfachsten Grundsätzen heutiger Demokratien nicht kompatibel.

> Islam: Eher eine totalitäre Ideologie denn eine Religion

Hinzu kommt, daß eine Entwicklung in Richtung Aufklärung oder eine Öffnung der Gedankenwelt nur schwer möglich ist, weil der Koran als unmittelbar göttliches Wort nicht interpretiert werden darf und so ein totalitäres Denken fördert.

Der Islam regelt das Leben der Muslime in allen Bereichen. Durch diese Einheit von Glaube und Staat – der Fachbegriff lautet din wa daula – ähnelt er mehr einer ganzheitlichen, man könnte auch sagen: totalitären Ideologie als einer Religion. Insofern paßt auf ihn das Diktum von Karl Dietrich Bracher, wonach Demokratie Selbstbeschränkung bedeutet, Ideologie aber Selbsterhöhung. Genau diese Selbsterhöhung hat die freie Welt in der Karikatur-Affäre erlebt, und genau diese Selbstbeschränkung hat sie sich auch im politischen Bereich durch ein Übermaß an Verständnis auch für das aggressive Verhalten vieler Muslime selbst auferlegt. Dabei ist das die Grenzlinie: Die Anwendung von Gewalt. Sie entlarvt die radikalen Muslime als Ideologen. Auch die Instrumentalisierung der religiösen Gefühle demaskiert die Strippenzieher in Teheran ebenso wie die Haßprediger in Indonesien oder auch in Skandinavien als Funktionäre einer Ideologie.

Aber auch das Verhalten der Medienschaffenden in der freien Welt gab und gibt weiterhin zu Fragen Anlaß. Geradezu reflexhaft schrieen viele liberalistische Journalisten auf, so als ob die Presse- und Meinungsfreiheit der Gott der Demokratie wäre, so als ob sie ein Recht ohne Schranken, ohne Pflichten, ohne Verantwortung sei. Schon Alexis de Tocqueville, ein Zeitgenosse Kierkegaards, hatte in seinen Gedanken über das Wesen der amerikanischen Demokratie die Schwächen der Pressefreiheit erkannt. Er schätze diese Freiheit weit mehr für die Übel, die sie verhindere, als für das, was sie tue oder hervorbringe, meinte er. Die moderne Publizistik definiert das als „Kontrollfunktion der vierten Gewalt" und formuliert die Schwäche der Pressefreiheit in der Frage: Wer kontrolliert die Kontrolleure?

An dieser Frage scheiden sich die Geister. Denn eine Pflicht- oder Verantwortungsethik wird nur empfinden, wer die Pressefreiheit einem höheren Gut unterzuordnen weiß. Wenn er aber kein höheres Gut als seine persönliche Moral hat oder von einem Bewußtsein der Unfehlbarkeit lebt, das übrigens auch den Kommunisten zu eigen war, weil sie in ihrem Sendungsbewußtsein die Geschichte für ihre Idee gepachtet glaubten, dann haben wir es, wie Hermann Lübbe es nannte, mit einer Art „moralistischer Selbstermächtigung" zu tun. Die eigene Gesinnung wird zur letzten Urteilsinstanz, das angeblich autonome Gewissen verdrängt die Beziehung zu Gott und zur Wahrheit.

Aus dieser Haltung nährt sich die Manipulation vieler Medienleute. Sie glauben, recht zu tun, und glauben doch nur an sich. Sie glauben, richtig zu handeln, und richten doch nur andere hin. Sie glauben zu informieren und treiben doch nur Propaganda in eigener Sache. So ist den Manipulatoren von heute oft ein inquisatorischer Charakter eigen, Toleranz geht ihnen ab. In fatale Weise ähneln sie den Mullahs und Haßpredigern. Ihre Predigten sind nur leiser, subtiler und kommen im Deckmantel der Freiheit daher.

> Die Wahrheit sollte der Pressefreiheit eine Richtschnur sein

Das höhere Gut muß das Gemeinwohl sein oder, im Fall der Pressefreiheit, die Wahrheit. Insofern müssen sich auch Karikaturisten fragen, ob ihre zugespitzten Zeichnungen der Wahrheit entsprechen oder unzulässig verallgemeinern.

Die Journalisten und Karikaturisten aber, die im Namen der Pressefreiheit einen Freibrief für Verletzungen religiöser Gefühle beanspruchen, sind diejenigen, die wie einst Pilatus fragen: Was ist Wahrheit? Und die Wahrheit gleich suspendieren. Genau hier ist des Pudels Kern. In der Tat, Kardinal Ratzinger, inzwischen Papst Benedikt XVI., nannte „den Verzicht auf die Wahrheit den Kern der heutigen Krise". In den Institutionen und Medien unserer Demokratie wimmelt es von Pilatisten und je mehr die Relativierung aller Werte um sich greift, um so größer wird ihre Heerschar und um so kleiner der Haufen derjenigen, die sich vom Zwielicht der bequemen Halbwahrheiten nicht blenden, sondern den Glanz der Wahrheit durchscheinen lassen wollen. Die Kirche ist in diesem Sinn, wie Ratzinger schreibt, „Treuhänderin der Wahrheit", das Christentum eine vernünftige Religion, ja die „am meisten universale und rationale religiöse Kultur". Die Kirchen erinnern – oder sollten es tun – die Demokratie an ihre Prinzipien, insbesondere an die Unantastbarkeit der Würde des Menschen. Sie seien das Gewissen des demokratischen Staates, der die Wahrheit nicht wie Pilatus einfach suspendieren dürfe.

Der Mensch braucht, erst recht in unserer Informationsgesellschaft, die Wahrheit, jene „Enthüllung der Wirklichkeit" oder „Übereinstimmung des Denkens mit der Wirklichkeit", wie Thomas von Aquin sie bündig beschreibt, um sich orientieren und in der Welt zurechtfinden zu können.

Wahrheit als Richtschnur für die Pressefreiheit. Sie macht frei, wie Paulus sagt, nicht umgekehrt. Freiheit ohne Wahrheit aber ist wie ein Gesicht ohne Augen. Wer kein Gespür für sie hat und nicht versucht, sich an ihr auszurichten, der poltert auch auf religiösen Gefühlen herum wie ein blinder Elefant im Porzellanladen.

Diese Klarstellung sollte dazu dienen, sich intensiver mit den Beschränkungen der Pressefreiheit auseinanderzusetzen, etwa in Deutschland mit dem Blasphemieparagraphen 166 des Strafgesetzbuches. Längst sind die Gerichte dazu übergegangen, diesen Paragraphen fast immer zugunsten einer unbeschränkten Pressefreiheit auszulegen. Sie sehen ihre Aufgabe nicht mehr darin, die Kirchen und konkret die Christen gegen Beleidigungen oder Aktionen zu schützen, sondern geben vor, die geistige Auseinandersetzung fördern zu wollen, indem man gewähren läßt. Hier könnten die Christen und insbesondere die Vertreter der Kirchen von den Protesten der Muslime lernen. Sie müssen Krach schlagen, sie müssen klagen und sich Gehör verschaffen vor den Gerichten. Man wird in unseren säkularisierten Breiten nicht immer den Prozeß gewinnen, aber doch an Selbstachtung und an Selbstbestätigung der Gemeinschaft. Allein dafür lohnt es sich zu kämpfen.

Dieser Kampf ist notwendig für die Demokratie. Das Gewissen der Demokratie ist schläfrig geworden. Keine Demokratie kommt ohne Abwägungen und Schranken für die Freiheitsrechte aus. Wirklich unantastbar ist nur die Würde des Menschen. Sie aber weist unmittelbar auf den Schöpfer. Deshalb ist die Achtung der religiösen Gefühle auch fundamental. Sie darf weder in das totalitäre Denken der Islamisten umkippen noch in die Gleichgültigkeit der Säkularisten und Laizisten. Diese beiden ideologisierten Geistesrichtungen sind im Karikaturenstreit aufeinandergestoßen. An den Christen liegt es, auf das rechte Maß der Wahrheit und der Menschenwürde hinzuweisen. Denn dieses Maß ist es, das uns die Kultur der Freiheit bewahrt.

Der Islam auf dem Vormarsch

Karikaturen-Streit löste blutige Unruhen zwischen nigerianischen Moslems und Christen aus

Von DIETRICH ZEITEL

Vor einigen Tagen brachen in Nigeria, dem bevölkerungsreichsten Land Afrikas, einmal mehr religiös motivierte Unruhen aus, die mittlerweile Dutzende von Toten, meist Christen, gefordert haben. Auslöser waren Übergriffe von Moslems auf Christen im Norden des Landes. Auch hier soll angeblich die Empörung über die „Mohammed-Karikaturen“ eine Rolle gespielt haben. In der nigerianischen Stadt Maiduguri wurden Christen attackiert und Kirchen angezündet. Christen übten daraufhin Vergeltung und setzten in Onitsha im Südosten Nigerias Moscheen in Brand. Daraufhin folgten seitens der Moslems weitere Übergriffe gegen Christen.

Seit der Amtseinführung von Nigerias Präsident Obasanjo im Jahre 1999 sind die Zahlen der Opfer religiös motivierter Gewalt deutlich nach oben geschnellt. Offiziellen Angaben zufolge liegt die Zahl der bisherigen Opfer bei über 10000. Schätzungen gehen davon aus, daß die wirklichen Zahlen deutlich höher liegen dürften. Allein bei den Auseinandersetzungen zwischen Christen und Moslems in der zentralnigerianischen Stadt Jos soll es nach Regierungsangaben bis zu 500 Tote gegeben haben. Diese blutigen Unruhen fanden, und dies verdient Erwähnung, trotz massiver Militärpräsenz statt. Aufmerksamkeit erregten in Europa vor allem die Unruhen im Zuge der „Miss-World-Wahlen“ 2002. Viele Muslime empfanden diesen Schönheitswettbewerb als „gotteslästerlich“ und „unmoralisch“ und demolierten während der Proteste christliche Kirchen und griffen Christen an.

Ein Grund für die Spannungen in Nigeria ist die Einführung der Scharia, sprich: der islamischen Rechtsprechung, in einer Reihe nigerianischer Bundesstaaten, die alle im Norden des Landes liegen. Diese Maßnahme hat zu einer faktischen Teilung des Landes geführt, will sich doch der christliche Teil der Bevölkerung, der etwa 40 Prozent der Bevölkerung ausmacht, der Scharia nicht unterwerfen. Bis zu 2000 Tote soll es bei den religiösen Auseinandersetzungen infolge der Einführung der islamischen Rechtsprechung gegeben haben. Fanatischen Mullahs reicht dies nicht; sie arbeiten darauf hin, die Scharia überall einzuführen. Die Folge: Dort, wo die Moslems sind, finden sich kaum noch Christen oder Animisten, sprich: Anhänger traditioneller afrikanischer Religionen, die etwa zehn Prozent der Bevölkerung Nigerias ausmachen.

Die systematische christliche Missionierung Nigerias, sieht man einmal von den Aktivitäten einzelner Missionare auf den großen Sklavenumschlagplätzen ab, begann 1847. Allerdings gelang es den christlichen Kirchen nicht, einen Alleinvertretungsanspruch in religiösen Fragen durchzusetzen. Für den Großteil der Bevölkerung blieben die afrikanischen Religionen präsent, wenn auch weniger „sichtbar“. So entstanden christliche Kirchen, die eigene Wege unabhängig von den etablierten Kirchen suchten und heute selbst missionieren. Da christliche Kirchen von jeher das Bildungswesen in Nigeria getragen haben, ist eine christliche Bildungselite entstanden, die tragende Positionen in der Gesellschaft übernommen hat. Angesichts des zunehmenden islamischen Drucks gibt es heute nach den Ausführungen des Landesinformationsdienstes (LIS) für Nigeria Überlegungen, die Missionstätigkeit zu bündeln.

Die Einführung der Scharia wurde zwar durch die nigerianische Regierung verurteilt, sie unternahm aber bisher keine Schritte, um deren Anwendung zu unterbinden. Diese stillschweigende Hinnahme wird als taktisches Zugeständnis von Präsident Obasanjo bewertet. Würde er nämlich versuchen, die verfassungswidrige Einführung des islamischen Strafrechts zu unterbinden, könnte der Dampfkessel Nigeria zur Explosion kommen. Dieses Szenario hat bereits der 1995 hingerichtete Bürgerrechtler Saro-Wiwa befürchtet, der sagte, Nigeria stünde kurz vor einer „Katastrophe“. Was Saro-Wiwa damit gemeint hat, ist deutlicher geworden, nämlich daß die Zeitbombe eines Religionskrieges in Nigeria jederzeit explodieren kann.

Leitbild für viele Muslime in Nigeria, die in ihrer Mehrzahl Sunniten sind, sind die Ideale von Dan Fodio, der als eine Art „Vater des politischen Islams“ in Nigeria gilt. Fodio trat als eine Art Wanderprediger Ende des 18. Jahrhunderts auf, als die Volksgruppe der Haussa durch Cliquenwirtschaft und Korruption das Land heruntergewirtschaftet hatte. Fodio, der dem Nomadenvolk der Fulani angehörte, zog mit dem Koran umher und predigte den „Heiligen Krieg“ gegen die Unterdrücker. Er hatte nicht nur Erfolg, sondern gründete auch ein Kalifat, das vom heutigen Kamerun bis zum heutigen Burkina Faso reichte. Dieses „Sokoto-Kalifat“ hatte die Besonderheit, daß zum ersten Mal in der Geschichte muslimischer Gesellschaften des subsaharischen Afrikas ein Staat entstanden war, der von religiösen Gelehrten geführt wurde. Diese Entwicklung setzte sich in der Kolonialzeit fort, als der Islam zur „Ideologie des Widerstandes“ gegen die christlich-europäischen Kolonialherren mutierte. Die dominierende Stellung, die die Muslime bis zum Ende der Kolonialzeit in vielen afrikanischen Territorien innehatten, verlor sich mit der Unabhängigkeit, die zunächst durch Säkularisierung und Modernisierungsprozesse bestimmt war. Dies gilt für Nigeria, aber auch für Kenia und Tansania, wo sich Muslime, nicht zuletzt durch willkürliche Grenzziehungen, plötzlich als Minderheit unter Christen wiederfanden.

Der Eindruck, daß derzeit in verschiedenen Staaten der subsaharischen Zone seitens fundamentalistischer Islamisten der Versuch unternommen wird, und hier wäre Nigeria dann nur das exponierteste Beispiel, den alten Einfluß nicht nur zurückzugewinnen, sondern dem Islam in dieser Region insgesamt zum Durchbruch zu verhelfen, dürfte nicht trügen. Dabei kommt den Islamisten der zunehmende Zerfall staatlicher Gewalt in dieser Region entgegen. Die staatlichen Institutionen in Nigeria sind bereits nicht mehr in der Lage, eine gewaltfreie Lösung der Konflikte durchzusetzen. Weiter kommt den Islamisten die bittere Armut in Nigeria entgegen, in dem es zwar eine von ausländischen Konzernen dominierte Ölindustrie gibt, die mehr Gelder denn je in die Staatskassen fließen läßt. Davon sieht die Bevölkerung aber wenig bis nichts.

Welche Konsequenzen der zunehmende Einfluß des Islamismus im Norden Nigerias hat, zeigt unter anderem das Gesundheitswesen. Wegen des aus religiösen Gründen verhängten Impfverbots in den islamisch dominierten Bundesstaaten waren 2004 viele der weltweit registrierten Polio-Fälle in Nigeria anzutreffen. Muslimische Geistliche hatten das Gerücht verbreitet, der Impfstoff mache unfruchtbar. Eine weitere Folge dieses Impfverbots war, daß sich die Krankheit über die Grenzen Nigerias hinweg ausbreitete. Eklatant verschlechtert hat sich nach der Einführung der Scharia auch die ärztliche Versorgung der Frauen. In der Regel kommen in den Scharia-Bundesstaaten auf eine einzige Ärztin drei Millionen Einwohner. Betroffen sind hiervon vor allem die unteren Gesellschaftsschichten.

Daß der Islamismus dennoch immer mehr an Einfluß gewinnen kann, dürfte zu einem Gutteil (gewollter) Unwissenheit geschuldet sein. Muslimische Kinder in Nigeria (und sicherlich auch anderswo) lernen in ihren Schulen nur Arabisch und den Koran. Verständnis für andere Lebensanschauungen wird ihnen nicht vermittelt. Diese Verständnislosigkeit ist Voraussetzung für religiöse Deutungshegemonie, aber auch für den Anspruch auf politische Führung, den die Fundamentalisten in Nigeria und anderswo für sich reklamieren.



Nigeria: Militär versucht, die religiösen Unruhen unter Kontrolle zu bringen. Foto: pa

Zeitung geschlossen

Moskau entläßt gesamte Redaktion wegen religiöser Karikatur

Von M. ROSENTHAL-KAPPI

Der russische Kultur- und Medienminister Alexander Sokolow hatte auf einer Sitzung im Kulturministerium, an der auch Vertreter der Gesellschaftskammer Rußlands teilnahmen, die Medien eindringlich davor gewarnt, in Veröffentlichungen die Gefühle von Gläubigen zu beleidigen. Die „Plumpheit“ westeuropäischer Journalisten dürfe sich in Rußland nicht wiederholen. Für den Fall der Nichtbeachtung wurden Sanktionen angedroht. Das Föderale Amt für Medienaufsicht und Schutz des Kulturerbes (Rosochrankultura) wurde mit der Überwachung der Medien beauftragt.

Offensichtlich befürchtete man, daß die Aggressionen, die die dänische Zeitung „Jyllands Posten“ durch die Veröffentlichung von Mohammed-Karikaturen unter islamischen Gläubigen ausgelöst hatte, sich auch gegen Russen wenden könnten. Es leben nicht nur zahlreiche Moslems in Rußland, das Land unterhält auch wichtige Wirtschaftsbeziehungen mit islamischen Ländern, steht mit Teheran in Verhandlungen über dessen Urananreicherungspläne.

Putin fungiert als Vermittler im Atomkonflikt, das alles, um die eigenen Ölgeschäfte mit dem Iran nicht zu gefährden.

In Wolgograd nahm man die Warnungen aus dem fernen Moskau nicht ernst. In der täglich erscheinenden Stadtzeitung „Gorodskije Westi“ erschien ein Artikel mit dem Titel „Keine Rassisten an die Macht“, der mit einer Zeichnung illustriert war, auf der Christus, Mohammed, Moses und Buddha beim Fernsehen dargestellt waren. Sie sahen sich verwundert verfeindete Menschengruppen auf dem Bildschirm an,

> Wirtschaftsverträge mit Teheran dürfen nicht gefährdet werden

die einander mit Steinen bewarfen. „Das haben wir euch nicht gelehrt“ lautet die Bildunterschrift. Klingt eigentlich ganz harmlos.

Unmittelbar nach der Veröffentlichung ermittelte jedoch die russische Staatsanwaltschaft gegen die Chefredakteurin Tatjana Kaminskaja. Ihr wurde vorgeworfen, gegen Artikel 282 („Hervorrufen einer nationalen, rassenbedingten oder religiösen Feindseligkeit“) des russischen Strafgesetzbuches verstoßen zu haben. Dabei wandte sich der Zeitungsbericht gerade gegen Rassismus aus religiösen Motiven und warb für gegenseitiges Verständnis. Stein des Anstoßes war auch vielmehr die ihn begleitende Zeichnung, die als religiöse Karikatur aufgefaßt wurde. Nach islamischen Gesetzen ist jede Abbildung des Propheten verboten.

Alle Beteuerungen der Chefredakteurin, die Illustration verletze keineswegs die religiösen Gefühle der Leser, nützten nichts. Ihre Karriere sollte mit einem Schlag beendet werden: Die Redaktion wurde auf Beschluß des örtlichen Vertreters von Rosochrankultura aufgelöst, alle Mitarbeiter wurden entlassen. Anstelle der „Gorodskije Westi“ soll in Kürze eine neue Zeitung mit anderem Titel gegründet werden.

Die Öffentlichkeit nahm das Vorgehen der Behörden unterschiedlich auf. Während religiöse Vertreter dem zustimmten, lehnte Igor Jakowenko, Generalsekretär des Journalistenverbandes Rußlands, die Härte, mit der gegen Journalisten vorgegangen wurde, ab. Mit der Verfolgung des Blatts sei gegen zwei Hauptprinzipien verstoßen worden: gegen die Pressefreiheit und gegen den weltlichen Charakter der Russischen Föderation.

Inzwischen veröffentlichten auch andere Medien – der Fernsehsender NTW, die „Izwestija“, die Internet-Zeitung „Lenta.ru“– die umstrittene Zeichnung. Die Staatsduma forderte Sokolow auf zu erklären, warum in Rußland eine Zeitung geschlossen wird, wenn in Dänemark Karikaturen erschienen sind. Das sei eine völlig paradoxe Situation, meinen Duma-Abgeordnete.

Völlig unvereinbar

Verhandlungen über die Zukunft des Kosovo bleiben verwirrend

Von RICHARD G. KERSCHHOFER

Vorige Woche begannen in Wien die direkten Gespräche zwischen Serben und Kosovo-Albanern über den Status des Kosovo. Sie hätten schon am 25. Januar beginnen sollen, waren aber wegen des Ablebens von Ibrahim Rugova verschoben worden. Zu dessen Nachfolger im Präsidentenamt wurde mittlerweile der 54jährige Geschichtsprofessor Fatmir Sejdiu gewählt, der als gemäßigt und weltoffen gilt. Die serbische Delegation stand unter der Leitung zweier Berater von Präsident Tadic und Ministerpräsident Kostunica, die albanische unter der des Ministers für Regionalverwaltung Lutfi Haziri. Vorsitzender war der Österreicher Albert Rohan.

Die Positionen sind wie bisher völlig unvereinbar. Dennoch wurde von einer „freundlichen Atmosphäre“ geredet, und dem Vernehmen nach sollen bei der Kaffeepause Albaner ein paar Worte serbisch und Serben albanisch gesprochen haben.

Der relativ niedrige Rang der Verhandlungsteilnehmer hat zwei Gründe – einen guten und einen weniger guten.

Einerseits ist es für alle taktisch günstig, wenn man später „nach oben delegieren“ kann. Andererseits zeichnet sich ein weiteres Herumreden um den heißen Brei ab. Denn so wie sich UN und EU jahrelang mit der Maxime „Standard vor Status“ um die Kernfrage herumdrückten, wird nun mit dem gleichen Zweck die „Dezentralisierung“ in den Vordergrund geschoben.

Es soll möglichst viel an Kompetenzen der Regierung in Prishtina weggenommen und an die Gemeinden übertragen werden – was klar im serbischen Interesse ist.

> EU versucht, Balkan-Probleme im Dialog zu lösen

Völkerrechtler sind zugleich bemüht, eine neue Definition des Selbstbestimmungsrechts zu drechseln, die man den Albanern als „Unabhängigkeit“ und den Serben als „serbische Oberhoheit“ verkaufen kann.

Ein zweiter Trick, um die so verpönten „Grenzänderungen“ notfalls doch zuzulassen, bestünde darin, diese als eine Art „Strafe“ für die nachhaltige Unterdrückung einer Minderheit zu rechtfertigen.

Doch erstens wären es ohnehin keine Grenzänderungen, denn wie alle völkerfeindlichen innerjugoslawischen Grenzen waren auch die der Region Kosovo schon von Tito gezogen worden. Und zweitens gäbe es dann eine serbische Minderheit im Kosovo.

Mit der Karotte einer „EU-Perspektive“ versucht man dennoch, die Konfliktparteien zu ködern oder zu erpressen. Anders gesagt: Statt Balkan-Probleme am Balkan zu lösen, will man sie in die EU importieren.

Das Verwirrspiel um den bosnisch-serbischen Kriegsverbrecher Mladic hängt direkt damit zusammen. Denn Mladic an Den Haag auszuliefern und gleichzeitig die (ohnehin nur mehr theoretischen) Oberhoheit Serbiens über Kosovo aufzugeben, das würde die serbische Regierung zerreißen und die Nationalisten um den in Den Haag einsitzenden Vojislav Seselj zur stärksten Partei machen.

„Demokratie“ hat eben Tücken, wie sich zuletzt im Irak und in Palästina zeigte und wie demnächst Montenegro zeigen wird, das sich per Referendum aus der aufgezwungenen Union mit Serbien lösen will. Und kein „Europäer“ will zugeben, daß das Spektakel um Auslieferungen und Kriegsverbrecherprozesse nicht nur sündteuer, sondern zugleich eine unnütze Demütigung ganzer Völker ist.

Wie sich am „Ableben“ von Milizenführer Arkan und anderer zeigte, lösen sich Balkan-Probleme auf Balkan-Art wesentlich billiger und nachhaltiger.

Von Liselotte Millauer

Jenseits vom Glamour

Rassismus, Terrorismus, Homosexualität, Pressefreiheit – der »Oscar« wird politisch

Das „Oscar"-Fieber ist nun endlich in Hollywood ausgebrochen. Nach dem „Golden Globe" der Auslandspresse, der mit einer Glitzer-Nacht im Beverly Hilton Hotel alljährlich die „Award Season" einleitet, folgen die etwas weniger festlichen, doch bedeutenderen Verleihungen der Regisseurs-Gilde und der Gilde der Filmschauspieler sowie der „Independent Award" der studiounabhängigen Produktionen. Doch alles ist nur ein Auftakt für das eigentliche Ereignis: die „Oscar"-Verleihung, diesmal am 5. März.

Das Interessante in diesem Jahr ist, daß die Wahl bei fast allen „Oscar"-Nominierungen auf Filme gefallen ist, die geradezu hollywoodkonträr sind. Keine hirnrissigen, millionenteuren Spektakel, in denen technologische Spezialeffekte den Inhalt erschlagen, wurden gewählt, keine mit Abermillionen teuren Werbekampagnen hochgepuschten, aber vergessensreifen Komödien oder Pseudo-Dramen, sondern ausschließlich Werke, die eine hochaktuelle politische oder soziale Aussage haben. Und die damit das verkörpern, was Filme sein können und sein sollten. Nicht bloße Unterhaltung, sondern Anstoß zum Nachdenken durch Bloßlegung von Problemen, die in unserer Welt brennend und aktuell sind. Es ist noch nie passiert, daß die Mehrzahl der gesamten Nominierungen auf Außenseiterproduktionen von jenseits der großen Filmkonzerne fiel. Sie waren, so die Ansicht hier, einfach zu stark, um sie zu übergehen.

Dieser Trend ist offensichtlich auch eine Reaktion auf stark zurückgegangene Besucherzahlen im vergangenen Jahr. Fast alle großen Produktionen wie „King Kong", Spielbergs „Krieg der Welten" mit Tom Cruise oder „Stealth" endeten, wenn nicht gerade als völlige Flops, zumindest als Enttäuschungen. Es scheint, als erwachten die Verantwortlichen wie die Jurymitglieder der Filmakademie zu größerer Hinwendung auf anspruchsvollere Filme mit intellektuellen aktuellen Aussagen, als Gegengewicht zur Masse der Radau- und Teeniefilme. Das zeichnete sich in den vergangenen Jahren bereits ab, 2006 aber ist der Trend nahezu eskaliert.

„Es gibt keine ‚Titanic' in diesem Jahr", bedauerte Gil Cates, verantwortlich für die „Oscar"-Show und daher glanzbedürftig. „Es gibt keinen ‚Herrn der Ringe'. Die kreative Gemeinde hat es vorgezogen, Filme zu würdigen, die sich von denen unterscheiden, die der Rest des Landes sehen möchte."

Bis auf „München" von Steven Spielbergs „DreamWorks"-Studio entstanden alle anderen nominierten Filme in unabhängigen Produktionen, teilweise finanziert von Außenseitern, und kosteten einen vergleichsweise lächerlichen Betrag. „München" mit 75 Millionen US-Dollar war der teuerste. Die anderen lagen um und unter 20 Millionen.

„Brokeback Mountain", der absolute „Oscar"-Favorit mit der überraschenden Geschichte von zwei hartgesottenen Cowboys, die sich in rauher Natur, Schafe hütend, ineinander verlieben, wollte keines der großen Studios produzieren. Sony Pictures erwog es kurz, ließ dann aber doch die Finger von dem eigenwilligen Stoff. Erst die unabhängige Produktion „Focus-Features", der in letzter Zeit ein Erfolg nach dem anderen glückt, wagte sich an das Thema. Co-Finanzier für den nur 14 Millionen Dollar kostenden Streifen war gar der Besitzer der Football-Mannschaft „Minnesota Twins".

Und wenn die geehrten Filme bis jetzt auch keineswegs flächendeckend in die Kinos kamen (die „L. A. Times": „Wer hat sie schon gesehen?") und daher an die Studio-geförderten Straßenfeger wie „Star Wars", „Harry Potter" oder „King Kong" nicht herankommen konnten, so dürften ab jetzt Gewinne von über 100 Millionen US-Dollar die Kinokassen-Belohnung sein für den Versuch, kreative Qualität durch persönliche Initiative gegen Hollywood durchzusetzen.

Startschwierigkeiten hatten fast alle nominierten Filme. „Crash" (mit Don Cheadle) zeigt die leider immer noch schwelenden Rassenprobleme an verschiedenen ineinander zahnenden Beispielen. Spannend und hintergründig in Los Angeles gedreht.

„Capote" macht interessant die Problematik des Journalisten deutlich zwischen gnadenloser Verfolgung einer Story und menschlichem Verhalten gegenüber den Beteiligten am Beispiel von Truman Capotes Buch „Kaltblütig". Ein fast sicherer „Oscar" für den wenig bekannten Darsteller des Capote, Philip Seymour Hoffman.

Am meisten überhäuft mit Ehrungen und Nominierungen wurde Hollywoods nicht nur attraktivster und begehrtester Junggeselle, sondern auch hochinteressanter liberaler Filmemacher George Clooney. Er erhielt eine Nominierung als „bester Nebendarsteller" für seinen gewichtigen, von der eigenen Regierung verfolgten CIA-Agenten in seinem engagiert mitproduzierten und mitgeschriebenen Drama „Syriana". Es zeigt die gerade in Washington heiß diskutierte amerikanische Abhängigkeit vom Öl des Mittleren Ostens und den skrupellosen Kampf darum.

Zugleich wurde Clooney als „bester Regisseur" für seinen nicht weniger engagierten Film „Good Night and Good Luck" nominiert wie auch der Film selbst als einer der fünf „besten Filme", die beiden wichtigsten Auszeichnungen bei der „Oscar"-Verleihung. Der Film wirft, mit einem bewußten Seitenhieb auf aktuelle Vorgänge in Washington, einen Blick auf die McCarthy-Ära, in der Dutzende der intelligentesten und talentiertesten Schauspieler, Filmemacher, Autoren und Medien-Figuren wegen angeblicher Sympathien für den Kommunismus ruiniert wurden.

Und auch hier wurde ein wenig bekannter Schauspieler nominiert: David Strathairn als Darsteller des NBC-Moderators Edward R. Murrow, der damals den Erpressungen des Senators McCarthy widerstand und seinen Job behielt. Ähnlich wie bei „Syriana" ist das Thema hier Widerstand gegen die eigene Regierung im Kampf um Humanität und Gerechtigkeit.

Eher pflichtschuldig gegenüber einem Hollywood-Giganten wurde der letzte der fünf Filme auf die Nominierungsliste gesetzt: Steven Spielbergs „München". Für meine Begriffe (und da stehe ich nicht allein) ein vollkommen mißglückter Film um die Ereignisse bei den Olympischen Spielen in München, als islamische Terroristen die israelischen Olympiateilnehmer kidnappten und später, inmitten chaotischer Ereignisse, erschossen. Der Film beleuchtet die von Golda Meir angeordnete Rache an den Drahtziehern. Einer nach dem anderen wird in dem Film umgebracht, wie es mit einigen Variationen auch in der Wikrlichkeit geschah.

Die sehr wichtige Aussage dieses Films ist, daß Rache nichts bringt, daß Töten immer nur wieder Töten hervorruft und Unschuldige mit hineingezogen werden. Doch leider ging hier alles schief.

Ganz anders dagegen der von Palästinensern gedrehte Film „Paradise Now". Er wurde als „bester ausländischer Film" nominiert und erhielt bereits den „Golden Globe". Ein klarer, ohne Hollywood-Firlefanz gedrehter, unglaublich eindrucksvoller Film, der das gleiche Thema „Wie sinnvoll ist Rache?" von der Gegenseite zeigt. Von zwei jungen Palästinensern, die für einen Selbstmord-Anschlag ausgewählt werden.

Der Film, in Nablus und Umgebung gedreht, zeigt die Stunden vom Auftrag über die Vorbereitungen bis zur Tat, mit unvorhergesehenen Unterbrechungen, in denen sich Zweifel an tödlicher Rache mit dem Ehrenkodex der Unterdrückten und daher bis zur Opferung des eigenen Lebens Bereiten mischen. Ohne jede Polemik ersteht das elende und hoffnungslose Leben der Palästinenser in Armut und Arbeitslosigkeit wie durch die strenge israelische Okkupation verletzter Stolz als Motiv. Dieser Film ist jedenfalls viel überzeugender und echter als Spielbergs Hollywood-Drama.

Die Tragik, daß junge Menschen ihr Leben opfern im Auflehnen gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung, ist, wenn auch auf andere Weise, ebenfalls das Thema des deutschen Beitrags unter den Nominierungen für den „besten ausländischen Film". „Sophie Scholl – die letzten Tage" wurde in der hiesigen Presse bereits kurz, doch lobend, erwähnt. Besonders die „eindrucksvolle Darstellung der Sophie Scholl". Der Film war ebenfalls für den „Golden Globe" nominiert, verlor aber gegen „Paradise Now". Er tritt außerdem gegen eine starke Konkurrenz von drei weiteren Ländern an: „Don't Tell" aus Italien, „Joyeux Noel" aus Frankreich und „Tsotsi" aus Südafrika.

Ausländischen Filmen, die hier mit Untertiteln im Original laufen, wird vom einheimischen Kinopublikum kaum Interesse entgegengebracht, außer daß sie sich so stark thematisch und künstlerisch durchsetzen, daß die Kritiker sich ihrer annehmen. Ansonsten laufen sie kurz in kleinen unabhängigen Kinos. „Sophie Scholl" beispielsweise ist bisher noch nicht angelaufen. Ob die vielfach jüdischen und weitgehend liberalen Mitglieder der Film-Akademie nun den Widerstand gegen die Nationalsozialisten dem Widerstand gegen die israelische Besatzung rein thematisch vorziehen oder streng künstlerisch urteilen oder gar einen der drei anderen, ebenfalls soziale Probleme behandelnden Filme wählen, weiß man erst am 5. März.

Daß nach dem deutschen Beitrag 2005 jetzt wieder ein deutscher Film nominiert wurde, der sich mit der NS-Vergangenheit beschäftigt, hat nicht, wie in Deutschland vermutet wird, mit antideutscher Bewertung zu tun, sondern mit Beurteilung der künstlerischen Darstellung eines zeitlos menschlichen Problems. Hier: Widerstand gegen Gewalt.

So zahnen die Themen der Filme, die in diesem Jahr entweder schon ausgezeichnet oder nun für den „Oscar" nominiert wurden, auf interessante Weise ineinander und versetzen Hollywoods Ruf als „Blabla-Tinseltown" einen kräftigen Hieb.

Dennoch: Wenn die „Academy of Motion Picture Arts and Sciences" am 5. März zur Verkündigung ihrer endgültigen Wahl ins Kodak-Theatre in Hollywood einlädt, wenn die glanzvollsten der Stars in ihren elegantesten Roben zum glanzvollsten Ereignis der Film-Metropole über den roten Teppich auf dem Hollywood Boulevard schreiten, dann spielt ganz Hollywood erst einmal wieder die Hauptrolle des „Glamour" – von den Medien übertragen in alle Welt.



Begehrte Trophäe: 2002 erhielt der deutsche Film „Nirgendwo in Afrika" einen „Oscar".

Verrückt nach Lesefutter

Wenn auf Kuba Buchmesse ist, frönen die Bewohner ihrer Leidenschaft und tragen politische Vorgaben mit Fassung

Es ist Buchmesse in Havanna, und das fühlt sich so an, wie wenn die Deutschen sagen, es ist Weihnachten. Die ganze Stadt, ja die ganze Insel, ist wie elektrisiert. Ununterbrochen rollen die Busse hinüber auf die andere Seite der Hafeneinfahrt, zur Cabana, der jahrhundertealten Festung, denn da sind die Bücher.



Foto: pa

Gern gesehener Gast: Venezuelas Staatschef Hugo Chavez wird von Kubas Fidel Casto immer gern empfangen.

4,38 Millionen Menschen haben die Bücher letztes Jahr in Havanna und in den Provinzstädten gesucht, gefunden und gekauft. 17 Millionen Pesos Cubanos (15 Millionen Euro) haben sie für diese Bücher ausgegeben, und diese Rekordsumme wird dieses Jahr auf der 15. Internationalen Buchmesse übertroffen werden. Ein endloser Strom von Lesesüchtigen bewegt sich durch die Kasematten des Festungskomplexes, der einst die englische Flotte aufhalten sollte und kläglich versagte. Und hier und da läuft dem Besucher ein echter Nobelpreisträger für Literatur über den Weg, und er erkennt ihn nicht.

Die Kubaner sind ernsthaft verrückt nach Lesematerial. Selbst über ihren Nationalsport, den Baseball, sprechen sie in den zehn Tagen der Messe nicht mehr. Alles ist Buch, Buch, Buch. Die Menschen sparen wochenlang, um auf der Messe einkaufen zu können, obwohl die Bücher unglaublich billig sind. Manchmal kosten sie gar nichts wie die neue spanische Ausgabe des „Don Quijote". Die Warteschlange vor dem Stand ist gut 100 Meter lang. Und wer es geschafft hat, ein Exemplar zu ergattern, setzt sich zwischen die alten Kanonen, belächelt glücklich seinen Erfolg und blickt über die Hafeneinfahrt hinweg hinüber auf die weiße Silhouette der Stadt, bereit, sich von Cervantes endgültig bezaubern zu lassen. Über sich hat er den blauen Himmel der Karibik, in dem weiße Wolken baden, neben sich sein Kind mit einem Buch aus Venezuela in der Hand, in sich eine große Ruhe.

Der Ehrengast dieser Ausgabe der Messe ist Venezuela, und wie es in diesen Breiten üblich ist, kam die ganze Angelegenheit erst einmal ins Schwimmen.

Hugo Chavez, der Präsident des südamerikanischen Landes, hatte am Eröffnungstag der Messe keine Zeit, nach Kuba zu kommen, also wurde die Eröffnung und mit ihr die ganze Messe erst einmal um anderthalb Tage verschoben. So etwas geht im karibischen Sozialismus, und zumindest die Kubaner wundern sich auf diesem Gebiet schon lange nicht mehr. Schließlich lief die Maschinerie, und es war an der Zeit, den deutschen Pavillon zu besuchen. Dort drängten sich 46 deutschsprachige Verlage, mehr als je zuvor, obwohl es bei dieser Veranstaltung eigentlich nichts zu verdienen gibt.

Was die Teilnahme so vieler deutscher Verlage bedeutet, macht ein kurzer Blick in die jüngere Vergangenheit klar. Es war im Jahr 2003, als die deutsch-kubanischen kulturellen Beziehungen sich so gut und weit entwickelt hatten, daß Deutschland der Ehrengast auf der Messe sein sollte, so wie jetzt Venezuela. Das Tauwetter wurde so heftig, daß Castros Stellvertreter Carlos Lage Berlin besuchte und die deutsche Botschaft in Havanna bereits Späher verschickte, um nach einem Gebäude für ein Goethe-Institut zu suchen.

> Deutsche Botschaft unterstützt keine Verlage mehr

Dann kerkerte Fidel Castro wieder einmal Dissidenten ein und ließ Todesurteile vollstrecken. Ende des Tauwetters. Die Europäische Union verhängte Sanktionen – ausgerechnet auf dem Gebiet der Kultur. „Weil es am billigsten kommt", verriet ein Mann aus der Botschaft.

Deutschland gab seine Einladung als Ehrengast zurück. Seither leistet die deutsche Botschaft auf Anordnung aus Brüssel an der Messe interessierten Verlegern keine Hilfe mehr.

Trotzdem haben sich 40 deutsche und sechs deutschsprachige Verlage, darunter nicht nur solche aus der linken Szene, sondern auch Gruppen wie Fischer, Rowohlt, Klett Cotta oder Homilius, hier eingefunden und teilen den Saal zehn auf dem Ausstellungssegment brüderlich mit der PDS und ihrer „Jungen Welt", ohne an Berührungsängste auch nur zu denken.

Die Messe zieht weiter, nach Havanna in 35 weitere kubanische Städte. Am 5. März kommt das Halali im Fernen Osten Kubas, in Santiago de Kuba. Danach werden neue Pläne geschmiedet. *Henky Hentschel*

Wettbewerb als Perspektive

Die Zukunft wird eine buntgescheckte Universitätenlandschaft von genial bis mies mit sich bringen

Von George Turner

Die tatsächliche oder angebliche Verkrustung unseres Hochschulsystems führt immer wieder zu Forderungen nach mehr Wettbewerb. Dabei wird fast nie konkret gesagt, was man sich darunter vorstellt. Bestenfalls gibt es den Hinweis, dazu gehöre, daß die Universitäten sich ihre Studenten selbst auswählen dürfen und die Möglichkeit, Studiengebühren zu erheben.

Bei der Zulassung zum Studium wird man die Vorstellung aufgeben müssen, jeder, der die Reifeprüfung bestanden hat (erst recht jeder, der sie nicht erworben hat und über die Berufstätigen-Klausel Zugang begehrt), sei studierfähig. Aufnahmeprüfungen wären die Konsequenz. Zulassungsbeschränkungen bei mehr Bewerbern als vorhandene Kapazitäten sind unerläßlich, will man denjenigen, die eingeschrieben sind, eine gute Ausbildung garantieren. Das bedeutet aber auch, daß einige vor den Toren bleiben. Es gehört zu den Anmaßungen angehender Akademiker, daß sie meinen, für Studierende müßten Sonderrechte bestehen. Jeder wird zustimmen, daß alles getan werden muß, jungen Menschen einen Ausbildungsplatz zu verschaffen. Aber niemand kommt auf die Idee, jeder der wolle, müsse auch Friseur werden können. Nicht anders kann es bei Studierwilligen sein.

Auch Studiengebühren sind nicht von vornherein des Teufels. Allerdings sind sie nur vertretbar, wenn zugleich die Förderung von Studierenden aus finanzschwachen Familien geregelt ist.

Wettbewerbsfeindlich ist es, an der Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen (ZVS) festzuhalten. Zwar würde die Abschaffung der ZVS und die damit verbundene Notwendigkeit, sich an den Hochschulen direkt zu bewerben, für eine bestimmte Zeit zu erheblicher Mehrarbeit an den einzelnen Institutionen führen, weil sich Kandidaten an mehreren Einrichtungen bewerben müßten, um die Chance auf einen Studienplatz zu wahren. Nach einer gewissen Zeit würde sich aber herausstellen, wo welche Bewerber mit bestimmten Voraussetzungen eine Chance der Zulassung haben. Profile und Qualität der einzelnen Fakultäten kämen besser zur Geltung. Die Auswahl der Studenten durch die Hochschulen selbst würde einen Markt schaffen, bei dem man wüßte, wo was gefordert wird und wer an welchem Ort gute Möglichkeiten hat. Es würde sich damit auch die unbegründete Behauptung von selbst erledigen, die deutschen Universitäten brächten keine herausragenden Absolventen hervor und man müsse deshalb private Elite-Universitäten gründen. Zum einen gibt es wie schon immer hervorragende Berufsanfänger, die von deutschen Hochschulen kommen. (Im übrigen darf man fragen: Wo haben die Kritiker des deutschen Systems, die sich in exponierten Positionen befinden und außerordentliche berufliche Erfolge vorweisen können, ihre Ausbildung erfahren?) Zum anderen käme es nach einer Liberalisierung des Zulassungswesens mit Sicherheit schnell zu einer Differenzierung dessen, was man die Hochschullandschaft nennt, in anspruchsvolle, mittelmäßige und vielleicht auch die eine oder andere darunter liegende Institution.

Unabhängig von diesen beiden Varianten eines Wettbewerbs, die in letzter Zeit in den Mittelpunkt des Interesses gerückt sind, hat es immer schon eine Konkurrenz gegeben, und zwar sowohl eine interne als auch eine externe. Das gilt vor allem bei der Verteilung der Mittel im Innenbetrieb der Hochschulen und bei der Einwerbung von Drittmitteln von außen. Wenn über das einer Hochschule seitens des Staates zur Verfügung gestellte Geld entschieden werden soll, kann man die „Gießkanne“ einsetzen, das heißt eine gleichmäßige Verteilung vornehmen. Es können aber auch Kriterien der Leistung, der Belastung oder der Grad der Originalität von Projekten als Maßstab dienen. Was ist das anderes als ein Wettbewerb. Das gleiche gilt, wenn zum Beispiel über Anträge bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft befunden wird. Auch hier konkurrieren mehrere Antragsteller um begrenzte Finanzmittel.

In Zukunft wird der Wettbewerb noch härter werden. Es gibt allein 235 staatliche Hochschulen, darunter über 90 staatliche Universitäten. Je weniger Geld der Staat zur Verfügung stellen kann (oder will), desto härter wird der interne Kampf um die Zuteilung von Etatmitteln und die Konkurrenz um Drittmittel bei staatlichen oder privaten Institutionen. Die Diskussion um die sogenannten Eliteuniversitäten wird die Situation weiter verschärfen. Die derzeitige Gliederung des Hochschulwesens wird sich wandeln. Zur Zeit erleben wir massive Versuche der Fachhochschulen, den Universitäten gleichgesetzt zu werden. Mit dem Bemühen, eine kleine Zahl von Universitäten als Spitzeneinrichtungen zu deklarieren, wird es eine Verschiebung geben: Die Fachhochschulen und die Mehrzahl der Universitäten werden mehr „in einen Topf“ geworfen werden. Davon abheben werden sich nicht nur die als Spitzenuniversitäten anerkannten Einrichtungen, sondern weitere, die nach Geschichte, Ansehen und Leistung mit den „bis zu zehn“ Auserwählten konkurrieren können. So wird der Wettbewerb dazu führen, daß wir ein sehr buntscheckiges Bild einer Hochschullandschaft bekommen werden.

Es wird nicht „die“ Universität der Zukunft geben. Unsere Ausbildungs- und Forschungsstätten werden zwar eine einheitliche Bezeichnung tragen, sich aber in noch größerem Maße als bereits bisher voneinander unterscheiden.

Es gibt bereits jetzt kein einheitliches Bild von der Universität. Das hängt damit zusammen, daß sehr unterschiedliche Vorstellungen von dem bestehen, was das Wesen einer Universität ist und welche Aufgaben sie hat. Der schärfer werdende Wettbewerb wird das Seinige dazu beitragen, daß die Unterschiede noch krasser werden, als das bereits jetzt zu erkennen ist.



Foto: ddp

Fröhliche Abiturienten: Nach dem Abistreß beginnt für viele der Eintritt in ein reformbedürftiges Hochschulsystem, das mit sich selbst schon genug zu tun hat.



Mehr Bildung für Lehrer

Bildung ist Ländersache, und da jedes Bundesland eigene Maßgaben hat, ist es ziemlich schwierig, in diesem Bereich Vergleiche anzustellen. Das Institut der deutschen Wirtschaft in Köln hat sich trotzdem daran gewagt, die Lehrerfortbildung genauer zu betrachten. Schon ein Blick in die Bildungsfinanzstatistik der Länder zeigt, daß hier Chaos herrscht. Während einige Länder hier im Detail ihre Kosten aufzeigen, bilanziert beispielsweise das Land Berlin die Mittel des Landesinstitutes für Schule und Medien in Höhe von 6,6 Millionen Euro unter dem Punkt „sonstiges“ und verschleiert somit aus unerklärlichen Gründen seinen finanziellen Aufwand. Trotz allen Durcheinanders gleichen sich jedoch alle Länder in einem Punkt: Es gibt für die Lehrer keine Weiterbildungspflicht. Nach Schätzungen der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung nehmen nur 30 bis 40 Prozent der Lehrer an Weiterbildungsmaßnahmen teil. Dies führt dazu, daß die Unterrichtsmethoden dementsprechend veraltet sind. Da viele Lehrer dem Rentenalter nahe sind und somit in den späten 60er und 70er Jahren ihren Beruf studiert haben, sich die Schüler und die Umwelt seitdem jedoch massiv verändert haben, führt die nicht vollzogene Weiterbildung der Lehrenden dazu, daß Lehrer an der Berufswelt und an den Schülern vorbei unterrichten.

Fortbildung darf nicht mehr Privatsache der Lehrkräfte selbst sein. Schulleiter müssen hier kontrollierend eingreifen. Auch muß neben einem Fortbildungspaß eine gezielte Bedarfsplanung stattfinden. Inzwischen haben Länder wie Bayern, Brandenburg und Thüringen erkannt, daß Lehrerfortbildung auch nicht zu Lasten des Unterrichts stattfinden darf, so daß die Seminare nun nachmittags und am Wochenende abgehalten werden.

Wenn ein Architekt zum Pinsel greift

Das Deutsche Architekturmuseum zeigt Arbeiten von Engelbert Kremser

Engelbert Kremser, geboren 1939 im oberschlesischen Ratibor, ist ein Grenzgänger unter den Architekten, umstritten und eigenwillig. Seine Erdbauweise steht in der Tradition der organischen Architektur. Mit Antonio Gaudi und Friedensreich Hundertwasser teilt er das Interesse, Naturformen in Architektur zu übertragen. Wie sie verpönt er den rechten Winkel. Zu Unrecht ist er fast in Vergessenheit geraten, obwohl seine seit den 1970er Jahren geäußerte Kritik an der spätmodernen Architektur mit ihren banalen Wohnkisten, ihrem Funktionalismus, ihrer Naturferne und ihrem Verkehrsfanatismus heute so aktuell ist wie damals.

In Ölbildern auf Kunststoffolie oder Transparentpapier, in Aquarellen und Collagen schafft er eine ganz andere gebaute Welt, die es ihm einige wenige Mal vergönnt war in Realität umzusetzen. Jedoch ließ man ihn nur das bauen, was als „unverdächtig" erschien: Kindergärten und Spielhäuser. Für sein Spielhaus am Senftenberring im Märkischen Viertel in Berlin (1969–1973) oder das Café für die Bundesgartenschau in Berlin-Britz (1977–1985) ließ er Erdhügel aufschichten und strukturierte diese mit Harken und selbstgebauten Werkzeugen, dann ließ er die Negativformen mit Stahlarmierungen ummanteln und eine Beton- und Dämmschicht aufbringen. Schließlich wurde die Erde unter dieser Ummantelung abgetragen. Übrig blieben die bizarren, gegossenen Schalen – erstarrte Positivabdrücke der lebendigen Erde. Kremser bezeichnet seine Konstruktionen deshalb auch als Erdarchitekturen. Für Einzelelemente wie Brüstungen, Stützen, Balkone oder Vordächer ließ er auf Holzgerüsten Erdmodellierungen als Schalungsformen aufbringen wie für das Berliner Pflanzenschutzamt (1987–1990).

Oftmals arbeiteten auch Kinder mit, für die er baute. Für Kremser sind Kinder die geborenen (Erd-)Architekten und Ingenieure. Die Realisierung der geschwungenen und gekurvten Formen aber war eine Herausforderung. Daher dachte Kremser bereits in den 70er und 80er Jahren über Verfahren nach, mit deren Hilfe digital gesteuertes Baugerät die Modellmaße auf die Erdschalung direkt übertragen konnte. Dies waren Verfahren, wie sie in der Auto- und Flugzeugindustrie damals schon verbreitet waren.

Erst Jahre später sollten mit Unterstützung von computeranimierter Software solche komplexen Verfahren in der Architektur möglich sein, die das Erscheinungsbild der Architektur nachhaltig veränderten. Was Kremser erträumte, könnte heute einfacher realisiert werden.

Kremser, der Anfang der 60er Jahre an der Technischen Hochschule in Berlin bei Willy Kreuser studierte, arbeitete nach dem Studium bei Hans Scharoun zu einer Zeit, als dieser die Philharmonie baute. Dieser höhlenartige Konzertraum, von geschwungenen Treppenläufen ummantelt, wurde für Kremser ebenso zur Anregung wie Hans Poelzigs Theater- und Kinohöhlen, Hermann Finsterlins groteske „Wohnlinge" und Antonio Gaudis geknetete Bauwerke oder die stalaktitenartigen Labyrinthe des Juan O'Gormans in Mexiko.

Die Ausstellung im Deutschen Architekturmuseum stellt aber weniger den Erdarchitekten als vielmehr den Maler und Visionär Engelbert Kremser in den Mittelpunkt. In seinen Ölbildern und Collagen ist Kremser frei von allen einengenden Vorgaben. Er schätzt hier vor allem die Spontaneität der Entscheidung.

Seine Bilder und die Ausschnitte, die er seit 2003 aus diesen herausfotografiert und vergrößert, beschwören eine Gegenwelt zu der von ihm als trist und oft unmenschlich empfundenen Alltagsarchitektur. „Die Wirbel, Schleiertänze, Rauschträume dieser Bilder sind von unwiderstehlichem Optimismus. Sie sind raumsüchtig und machen raumsüchtig. Ihre Farbbahnen ziehen den Betrachter in die Tiefe, reißen Schlünde auf, fegen wie Tornadosäulen durch die Bildräume, stauen und verknoten sich, stiften Himmelfahrten an; kurzum, sie plädieren für ein anderes, vitaleres Raumerlebnis als das der einfachen stereometrischen Körper, der flachgelegten oder hochkant gestellten Kisten" (Wolfgang Pehnt). Aber immer haben diese Bilder mit dem Thema Raum zu tun, auch wenn sie keine Grund- und Aufrisse oder architektonischen Details zeigen. Sie suggerieren ganz ungewohnte Raumqualitäten. „Kremser bleibt Architekt, auch wenn er malt", so Pehnt.

Für seine Raumbilder bedient sich Kremser einer ungewöhnlichen Technik: Auf Kunststoffolie oder Transparentpapier trägt er Farbschichten auf, die er dann mit Schablonen und anderen Werkzeugen strukturiert. Viele Farbschichten legt er übereinander, die er auch teilweise mit Terpentin und anderen Lösungsmitteln bearbeitet. So entstehen durch den Farbfluß seine gänzlich bizarren Raumvisionen, die von ungeahnten Qualitäten des Bauens zeugen. Wie aber auch bei seinen Erdarchitekturen bestimmt das Material – Erde oder Farbe – die Spielregeln.

In seinen Bildern nimmt Kremser den Schwung heutiger dekonstruktivistischer Projekte vorweg. Er weist den Betrachter darauf hin, daß Architektur nicht nur etwas mit Ökonomie, Zweck und Funktionalität zu tun hat, sondern die menschliche Psyche berührt. „Engelbert Kremsers Bilder sind alles andere als phantastische Entwürfe oder luftige Utopien. Sie sind vielmehr so etwas wie ein Dosenöffner für eine zu eng gewordene, von Nützlichkeits- und Wirtschaftlichkeitserwägungen geprägte ... Vorstellungswelt", erläutert Gerald Hüther die Arbeiten des Oberschlesiers.

Den Kern der Ausstellung bilden Kremsers großformatige, suggestive Ölbilder, schwarzweiße wie farbige. Daneben werden seine Collagen gezeigt, in die imaginäre Bauten, „bewohnbare Großplastiken" (Wolfgang Pehnt), maßstabsgetreu in Aufnahmen von Westberliner Stadtszenen hineinmontiert werden. Bauten, die die ihm als trostlos erscheinende rektanguläre Wirklichkeit bereichern sollen. Einige von Kremsers Raumvisionen werden als geschnitzte Gipsmodelle (be)greifbar. *dam*

Die Ausstellung im Deutschen Architekturmuseum, Schaumainkai, Frankfurt / Main, ist dienstags bis sonntags von 11 bis 18 Uh, mittwochs von 11 bis 20 Uhr geöffnet, bis 30. April.



Fotos (2): Kremser

Arbeiten von Engelbert Kremser: Das Café am See im Britzer Garten in Berlin-Neukölln als Beispiel für die eigenwillige Erdarchitektur und das Gemälde „Treppe im Rathaus"

Musik unter freiem Himmel genießen

Ensembles aus Stettin, Beuthen, Prag und Lodz touren im Sommer mit Opern-Inszenierungen durch Deutschland

Wenn der Sommer naht, dann naht auch der Reichtum an kulturellen Angeboten, die im Freien stattfinden. „Oper open air", also Opernaufführungen im Freien sind da besonders beliebt. Aus der Fülle der Aufführungen haben wir einige herausgesucht, die nicht zuletzt durch ihre Darsteller interessant sind. So tourt im Juli / August die Staatsoper Stettin mit Verdis „Nabucco" und „Carmen" durch Norddeutschland.

Die Staatsoper Stettin wurde 1956 gegründet und hat bisher 154 Opern, Ballettaufführungen, Operetten und Musicals inszeniert. Der attraktive Sitz des Theaters im alten Schloß der pommerschen Herzöge macht seit 1993 auch Vorstellungen im Schloßhof möglich. Seit mehreren Jahren schon kommen im Sommer Touristen und Musikfreunde von weither, um auf diese Weise wunderbare Aufführungen zu genießen.

Seit der Spielzeit 1992 / 93 ist Warcislaw Kunc Direktor der Staatsoper Stettin. Er studierte unter anderem an der Musikakademie in Danzig und war Dirigent an der Oper Breslau. Bevor er nach Stettin ging, leitete er das Kammerorchester in Thorn, wo er auch mit einem Preis ausgezeichnet wurde. Auf seine Initiative hin entstand der Stettiner Opernsommer.

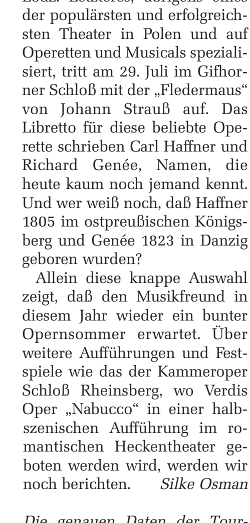
Jedes Jahr ist das Ensemble aber auch außerhalb der Republik Polen zu Gast, um dort von seinem Können zu überzeugen, meistens in der Bundesrepublik Deutschland und in der Schweiz.

Zur gleichen Zeit touren auch Künstler aus Beuthen durch die Bundesrepublik. Die Schlesische Staatsoper Beuthen ist ebenfalls mit einer Interpretation von Verdis „Nabucco" zu Gast in den verschiedensten deutschen Städten. Die Oper wurde schon am 14. Juni 1945 als erste polnische Oper nach dem Zweiten Weltkrieg eröffnet. Sie gilt als Talentschmiede für Sänger und Tänzer. Das Ensemble trat bereits in der Bundesrepublik, Italien, Belgien, den Niederlanden, Dänemark und als erste polnische Bühne in den USA und Kanada auf. Zum gegenwärtigen Repertoire zählen 33 Opern.

Hauptdirigent, künstlerischer Leiter und Generalmusikdirektor ist Tadeusz Serafin, der an der Musikakademie in Kattowitz Kontrabaß, Komposition und Dirigieren studierte. Seit 1984 ist Serafin Intendant und künstlerischer Leiter der Schlesischen Staatsoper Beuthen. Zu seinem Repertoire gehören Sinfonien und große Opernwerke aus Klassik, Romantik und Moderne. Der Regisseur Lech Hellwig-Górzynski wirkte bereits in Warschau, Danzig, Gdingen, Thorn und Beuthen und wurde für seine Arbeit an der Schlesischen Staatsoper mit der „Goldenen Maske" ausgezeichnet.

Mozarts „Zauberflöte" steht im Mozart-Jahr bei gleich zwei Ensembles auf dem Programm, die ebenfalls in Norddeutschland gastieren: der Prager Kammeroper und dem Musiktheater Lodz. Letzteres, übrigens eines der populärsten und erfolgreichsten Theater in Polen und auf Operetten und Musicals spezialisiert, tritt am 29. Juli im Gifhorner Schloß mit der „Fledermaus" von Johann Strauß auf. Das Libretto für diese beliebte Operette schrieben Carl Haffner und Richard Genée, Namen, die heute kaum noch jemand kennt. Und wer weiß noch, daß Haffner 1805 im ostpreußischen Königsberg und Genée 1823 in Danzig geboren wurden?

Allein diese knappe Auswahl zeigt, daß den Musikfreund in diesem Jahr wieder ein bunter Opernsommer erwartet. Über weitere Aufführungen und Festspiele wie das der Kammeroper Schloß Rheinsberg, wo Verdis Oper „Nabucco" in einer halbszenischen Aufführung im romantischen Heckentheater geboten werden wird, werden wir noch berichten. *Silke Osman*



Die genauen Daten der Tourneen sind im Internet zu erfahren unter www.paulis.de oder bei Paulis Veranstaltungsbüro, Fasanenstraße 28, 38102 Braunschweig, Telefon (05 31) 33 52 33, Fax (05 31) 33 84 28.

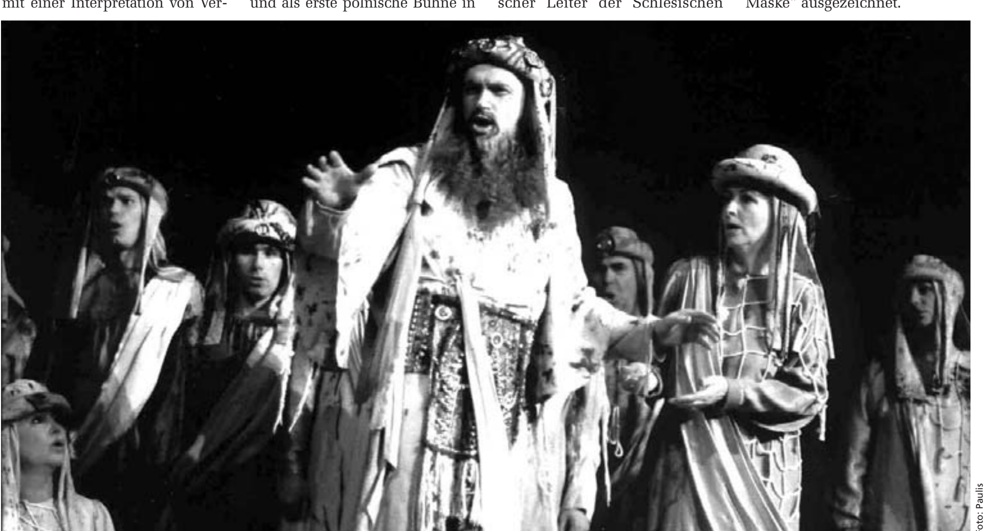


Foto: Paulis

Eindrucksvolle Darstellung: Szene aus Verdis Oper „Nabucco" mit dem Ensemble der Schlesischen Staatsoper Beuthen

Geheimnisvolles Leuchten

Die beeindruckende Cranach-Ausstellung in Chemnitz zeigt Werke von Vater und Sohn

Lucas Cranach d. Ä.: Herzog Heinrich der Fromme (Öl auf Holz, 1514; im Besitz der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Gemäldegalerie Alte Meister)

Chemnitz ist noch bis zum 12. März der Ort, an dem Freunde Alter Meister auf ihre Kosten kommen. Dort, wo sonst meist Kunst des 20. Jahrhunderts ausgestellt wird, sind jetzt Werke von Vater und Sohn Cranach zu bewundern. Mit 77 Gemälden ist die Ausstellung in den Kunstsammlungen Chemnitz eine der umfangreichsten Präsentationen von Werken der Cranachs, die es je gab. Allein aus den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden kommen 63 Bilder, die dort aus Platzgründen nur zu einem kleinen Teil gezeigt werden können. Dabei handelt es sich um die weltweit größte Sammlung von Cranach-Werken. „Eine repräsentative Ausstellung der Gemälde von Vater und Sohn Cranach ist ohne die Dresdner Leihgaben nicht denkbar“, so die Veranstalter. „Noch nie haben die Gemäldegalerie Alte Meister und die Rüstkammer der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden so viele Werke verliehen.“ Ergänzt werden die Dresdner Leihgaben durch zusätzliche kostbare Gemälde von zwölf weiteren Leihgebern aus nah und fern.

Die Kunstsammlungen Chemnitz befinden sich in dem von Richard Möbius entworfenen, 1909 eröffneten König-Albert-Museum am Theaterplatz und beherbergen über 60 000 Exponate. Das seit 1993 sanierte Museumsgebäude wird bautechnisch und ästhetisch heutigen Höchstforderungen zeitgemäßer Kunstpräsentation gerecht.

Kennern ist das Museum als Heimstätte der zweitgrößten Sammlung von Werken Schmidt-Rottluffs bekannt, die aber nur zeitweilig und nicht vollständig gezeigt wird. Im Chemnitzer Vorort Rottluff wurde der Mitbegründer der expressionistischen Künstlervereinigung „Brücke“ 1884 geboren, der heute international zu den bedeutendsten Vertretern dieser Epoche zählt. Weitere Schwerpunkte der Gemäldesammlung sind die Maler der Dresdner Romantik (Friedrich, Clausen-Dahl, Carus, Kersting, Richter) und des deutschen Impressionismus (Liebermann, Corinth, Slevogt, Kuehl, Sterl). Zeitgenössische Kunst aus Sachsen (Ebersbach, Göschel, Morgner, Nicolai) und westdeutsche Kunst nach 1945 aus der Sammlung Lühl (Baumeister, Girke, Götz, Knöbel, Nay, Pfahler, Schumacher, Thieler) runden die Sammlung der fast 1 500 Gemälde ab. Die Sammlung der mehr als 200 Plastiken umfaßt Werke französischer Bildhauer (Rodin, Maillol, Degas), Arbeiten von Künstlern aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Barlach, Blumenthal, de Fiori, Kolbe, Lehmbruck, Marcks, Minne, Scheibe, von Stuck) genauso wie zeitgenössische Skulpturen und Objekte (Claus, Glöckner, Mack, Uecker).

> Erste weltliche Ganzfigurenporträts in Europa

Besonderes Augenmerk aber werfen Kunstfreunde jetzt auf die prachtvolle Cranach-Ausstellung, die ihresgleichen suchen muß. Wer die Chance verpaßt hat, die Cranach-Werke in der Ausstellung eingehend zu studieren, dem sei der aufwendig gestaltete Katalog ans Herz gelegt, der gleichzeitig auch einen Bestandskatalog der Gemälde in den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden umfaßt.

Viel erfährt man über die Bilder-Werkstatt der Cranachs, die in fachkundigen Beiträgen vorgestellt wird. Die Bilder leuchten selbst in der Druckversion noch wie von einer geheimnisvollen Lichtquelle erhellt, wenn auch die unmittelbare Begegnung mit den Meisterwerken nicht zu übertreffen ist.

Mit der Berufung Lucas Cranach d. Ä. als Hofmaler begann in Wittenberg 1505 eine beispiellose Erfolgsgeschichte höfisch-sächsischer Malerei, die im gesamten 16. Jahrhundert und darüber hinaus die Kunstentwicklung Mitteldeutschlands prägte und dominierte. Genau 500 Jahre später ermöglichen die Kunstsammlungen Chemnitz nun mit der Ausstellung der prachtvollen Gemälde eine einzigartige Begegnung mit dem Schaffen der Cranachs. Darüber hinaus macht die Chemnitzer Ausstellung darauf aufmerksam, daß die berühmteste deutsche Malerfamilie auch in diesem Raum tätig war.

Eine wichtige Gruppe unter den zahlreichen Werken, die im Auftrag der Albertiner entstanden, stellen die Porträts dar. Sie sind Ausdruck des höfischen Repräsentationsbedürfnisses. Von herausragender Bedeutung sind hier die lebensgroßen Porträts Herzog Heinrichs des Frommen und seiner Frau Katharina von Mecklenburg aus dem Jahre 1514, die zu den ersten weltlichen Ganzfigurenporträts in der europäischen Malerei zählen.

Hervorzuheben sind auch die von Lucas Cranach d. J. 1551 ausgeführten, ungewöhnlich großformatigen Herkulesbilder. Neben Gemälden, die offensichtlich dynastisch-repräsentative Funktionen zu erfüllen hatten, wie die Porträts und die Herkulesfolge, bilden Darstellungen von Heiligen und des Themenkreises der „Weibermacht“ eigenständige Werkgruppen. Von besonderem Interesse sind auch die Gemälde, welche reformatorischen Einfluß erkennen lassen, am deutlichsten in den Bildnissen Martin Luthers und der Darstellung der Kindersegnung.



Lucas Cranach d. J.: Herzogin Elisabeth von Sachsen als Kind (Öl auf Lindenholz, 1564; im Besitz der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Rüstkammer)

Fotos (2): Staatliche Kunstsammlungen Dresden

Der Einfluß der Gemälde von Vater und Sohn Cranach auf nachfolgende Künstlergenerationen ist groß. Selbst Pablo Picasso, den der Laie gern nur als den abstrakten Künstler sieht, war von den Werken seiner „Kollegen“ beeindruckt. Wie kein anderer Künstler des 20. Jahrhunderts setzte er sich mit dem Werk der Cranachs auseinander. So sagte Picasso in einem Interview, daß er Cranach d. Ä. für den größten deutschen Künstler halte. Fast 20 Jahre lang (zwischen 1942 und 1958) beschäftigte er sich mit Cranach-Motiven. Mit der ihm eigenen künstlerischen Virtuosität und technischen Vielfalt schuf er zahlreiche Paraphrasen zu Werken des bewunderten Künstlers in Form von Gemälden, Tuschezeichnungen, Aquatinten, Linolschnitten, Lithographien und Gouachen. Die Chemnitzer Ausstellung zeigt zusätzlich zu den 77 Cranach-Gemälden auch 17 Arbeiten auf Papier von Picasso nach Cranach. Davon konnten 14 Lithographien aus dem Nachlaß Mourlot von den Kunstsammlungen Chemnitz erworben werden. *ksc/os*

Die Ausstellung in den Kunstsammlungen Chemnitz ist dienstags bis freitags von 11 bis 19 Uhr, am Wochenende und feiertags 10 bis 19 Uhr, Eintritt: 8 / 5 Euro. Der umfangreiche Katalog kostet im Museum 30 Euro. Bis 12. März.

Ab ins Grüne

Neues Motto für Tag des offenen Denkmals

Bis zum 31. Mai können historische Bau- und Bodendenkmäler aller Art zum Tag des offenen Denkmals am 10. September angemeldet werden. Dazu ruft die Deutsche Stiftung Denkmalschutz als bundesweite Koordinatorin auf. Ab sofort ist es wieder möglich, historische Bauten bei der Stiftung zur Teilnahme am Denkmaltag zu melden und kostenlos Plakate und Werbematerialien zur Gestaltung des Tages zu bestellen. Meldeunterlagen können bei der Deutschen Stiftung Denkmalschutz angefordert werden, oder man meldet sich im Internet unter www.tag-des-offenen-denkmals.de an. Unter dieser Web-Adresse können im Sommer auch alle geöffneten Denkmäler online abgerufen werden.

Unter dem Motto „Rasen, Rosen und Rabatten. Historische Gärten und Parks“ steht die Gründenkmalpflege im Mittelpunkt des diesjährigen Tags des offenen Denkmals. Deshalb sind insbesondere diejenigen aufgefordert, ihre „Schätze“ der Öffentlichkeit zu zeigen, die sich beruflich, privat oder ehrenamtlich für den Erhalt und die Pflege von Schloßparks, öffentlichen Gartenanlagen, historischen Kräuter- und Klostergärten, alten Alleen oder Privatgärten einsetzen. Aber auch alle anderen Denkmäler – von der alten Mühle bis zur archäologischen Ausgrabung – können am zweiten Sonntag im September ihre Türen für das Publikum öffnen.

Der Tag des offenen Denkmals ist eine der erfolgreichsten Kulturveranstaltungen in Deutschland. Im vergangenen Jahr erzielte die Aktion bundesweit mit rund 4,4 Millionen Besuchern in über 7 000 geöffneten Denkmälern neue Rekordzahlen. 2006 wird der Denkmaltag am 10. September mit der bundesweiten Eröffnung in Berlin Teil der Bundeskampagne „365 Orte im Land der Ideen“ sein.

Seit 1993 ist der Tag des offenen Denkmals der deutsche Beitrag zu den „European Heritage Days“ unter der Schirmherrschaft des Europarats. Ziel des Tags des offenen Denkmals ist es, einmal im Jahr Kulturdenkmäler für das breite Publikum zu öffnen, die sonst nicht oder nur teilweise zugänglich sind.

Weitere Informationen zur bundesweiten Aktion sind bei der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, Koblenzer Straße 75, 53177 Bonn, Fax (02 28) 3 90 63-43 oder per E-Mail: toffd@denkmalschutz.de sowie im Internet unter www.tag-des-offenen-denkmals.de zu erhalten. *pm*

Das Herz des Zuhörers bestürmt

Franz Benda gilt als einer der Wegbereiter der musikalischen Klassik

An dem Hause des trefflichen, alten Konzertmeisters Benda in Potsdam machte der Reisende eine höchst erfreuliche Bekanntschaft“, notierte Johann Friedrich Reichardt, Komponist aus Königsberg, der 1775 nach Potsdam gekommen war, in seinen Erinnerungen. „Die ganze Familie nahm ihn sehr liebevoll auf und ließ ihn so manches hören, was seine Liebe und Achtung für die große Bendasche Schule noch verstärkte. Franz Benda spielte damals nur selten noch Violine; er wirkte regelmäßig nur in den Kammerkonzerten des Königs und zuweilen noch in der großen italienischen Oper mit.“ Reichardt hatte indessen das Glück, ihn einige Male auf der Violine phantasieren und einige seiner Capriccios spielen zu hören. „Nie sollte der Eindruck, den der volle Ton, die vollkommen reine Intonation, die überaus deutliche Pronunziation jedes Ausdrucks, jedes Vorschlags und der seelenvolle, rührende Vortrag auf ihn machte, aus seiner Seele verschwinden ...“

Geboren am 22. November 1709 im böhmischen Alt-Benatek, führte sein abenteuerlicher Lebensweg Franz Benda als Vokalist ans Benediktinerkloster der Kirche St. Nikolai nach Prag, später als Kapellknabe zu den Jesuiten in Dresden. Dort begegnete er dem Flötisten Quantz und den Brüdern Graun, die ihn prägten und seinen Musikstil beeinflussen sollten. Über Wien und Warschau kam Benda wieder nach Dresden, wo er am Hof August des Starken wirkte. In Dresden traf er erneut auf Quantz, der mittlerweile zum Musikzirkel um den preußischen Kronprinzen Friedrich gehörte. 1733 begegnete Benda Friedrich zum ersten Mal in Ruppin, ein Ereignis, das sein weiteres Schicksal besiegelte: als Erster Geiger und Konzertmeister des königlichen Orchesters war er in Rheinsberg und später in Potsdam tätig. Doch auch als Komponist wirkte der Böhme. Der größte Teil seiner Flötenkonzerte und -sonaten dürfte dem großen König auf den Leib geschrieben gewesen sein, denn der Monarch hat als Flötist noch im Alter beeindruckt.



Foto: Archiv

Franz Benda

Im Hause Benda lernte Reichardt damals übrigens auch Tochter Juliane kennen, die ihn durch ihren Gesang, ihr Klavierspiel, aber auch durch ihre Kompositionen begeisterte. 1777 heirateten sie; der Ehe entstammten ein Sohn und zwei Töchter.

Franz Benda und sein Werk sind heute nur noch ausgewiesenen Musikkennern ein Begriff. Zu Lebzeiten aber wurde Benda als Violinvirtuose, Komponist und Lehrer hoch verehrt. So schrieb Reichardt über die Spielweise des Schwiegervaters: „Hätten Sie nur einmal gehört, wie Benda mit seinem gewaltigen Bogen das Herz des Zuhörers zu bestürmen, zu äußerster Wehmuth zu stimmen weiß, und wie er denn wieder Trost und süße Hoffnung in das Herz gießt, wie er unerschränkt das Herz seiner Zuhörer regiert.“

„Sein Stil ist wahrhaft cantabile, daß man in seinen Kompositionen selten eine Passage antrifft, die es nicht in dem Vermögen einer Menschenstimme stünde zu singen, und er ist ein so gefühlvoller Spieler, so mächtig rührend in seinem Adagio, daß mich verschiedene große Musiker versichert haben, wie er ihnen durch sein Adagiospielen sehr oft Tränen entlockt habe“, berichtete der Engländer Charles Burney 1772 über einen Besuch bei dem Komponisten. Und Reichardt rühmte: „Es ist wahr: die ächte Bendaische Spielart hat ganz etwas eigenes. Ihr Hauptcharakter ist: Adel, Annehmlichkeit und äußerst rührend ...“ – Franz Benda, der am 7. März 1786, vor nunmehr 220 Jahren, in Potsdam starb, gilt als einer der Wegbereiter der musikalischen ‚Klassik‘, und sein Werk hat bis heute kaum etwas an Charme und Ausdruck verloren. *SiS*

CDU ist Steigbügelhalter linker Meinungsführerschaft

Betr.: „Ohne jede Grundlage" (Nr. 3)

Wir sind kein „Rechtsstaat", sondern ein „Linksstaat", weil Recht in Deutschland einen rechten Aussetzer hat, Recht wird zum Unrecht umfunktioniert, wenn von Links gegen Rechts geblasen wird. Und wann bläst die antinationale in ihrem Kern deutschfeindliche Linke nicht? Hassenswerte Feinde hat sie genug. Und in der Auswahl ihrer Mittel ist sie hemmungslos.

Herr v. Leesen belegt zutreffend, wie mit der Auswahl der Delikte bereits gefälscht wird, wobei die Fälschung noch durch fehlende Vergleiche verstärkt wird. Die deutsche Justiz stellt sich dabei nicht selten als Handlanger linker Interessen ein denkbar schlechtes Zeugnis aus. Da auch ein großer Teil der Medien in ein linksgestricktes Muster gehört, in dem Nachrichten sortiert und nach Interessenlage gewichtet werden, darf man getrost meinen, daß Meinungsfreiheit in unserem Land nicht in ausreichendem Maß gegeben ist.

Sich nicht dem linken Meinungsdruck beugende ehrenwerten Journalisten gibt es zwar in vielen Medien, aber ihrer sind leider zu wenig, auch werden sie häufiger als Feigenblätter mißbraucht. Die linke Grundhaltung vermögen sie nicht zu ändern.

Frau Merkel und die CDU lassen sich wohl am treffendsten als inaktive Steigbügelhalter linker Meinungsführerschaft zuordnen.

Rudolf Halm, Ludwigshafen

Es gibt keine Aufrechnung!

Betr.: „Erzwungene Wege" (Nr. 5)

Der Kampf gegen die Wahrheit – nichts anderes ist der Kampf gegen ein „Zentrum gegen Vertreibungen" – ist an Erbärmlichkeit nicht zu überbieten. Das widerwärtige Bemühen, Gewalt gegenüber Menschen, auch Deutschen, zu entschuldigen, als Folge darzustellen, muß jeden mitmenschlich und moralisch Fühlenden entsetzen. Doch führt wohl die Moral in unserem Lande nur noch ein Schattendasein, wie sonst wäre zu erklären, daß es nicht möglich sein soll, die Leiden der deutschen Vertriebenen für sich darzustellen.

Es gibt kein Aufrechnen! Jedes Leid zählt für sich! Und jedes drängt ans Licht.

Mathias Boß, Bielefeld

Singuläres Verbrechen

Betr.: „Du bist Hitler oder die verbotene Trauer" (Nr. 50)

Herr Röhl nennt die Vertreibung der Deutschen und die Ermordung von 2,14 Millionen dieser Flüchtlinge ein „einmaliges Ereignis in der neueren Geschichte, das jede bisher gekannte geschichtliche Dimension sprengt. Ein singuläres Verbrechen." Warum findet dieses Ereignis dann so wenig Beachtung? Mir scheint, das hängt auch mit den in der Öffentlichkeit verwendeten Begriffen zusammen. Aus dem Begriff „Vertreibung" geht nicht hervor, daß dabei 2,14 Millionen Menschen zu Tode gekommen sind, ebensowenig aus den heute propagierten Begriffen „Umsiedlung", „Bevölkerungstransfer", „Zwangsmigration" und ähnliches. Die sprachliche Verharmlosung verschleiert das tatsächliche Geschehen. Der adäquate Begriff wäre „Ethnozid", das heißt der Versuch, eine Ethnie (Volksgruppe) durch verschiedene Maßnahmen (Deportation, Vertreibung, aber auch physische Liquidierung) in einer bestimmten Region auszulöschen. „Ethnozid" ist stärker als „Vertreibung", aber schwächer als „Genozid" oder „Völkermord".

Die Vertreibung der Schlesier war kein Genozid, wohl aber ein Ethnozid. Um die Singularität des Geschehens auszudrücken, bieten sich überdies regionale Differenzierungen an. So läßt sich die Zerstörung Schlesiens unter dem Begriff „Silesizid" zusammenfassen. Derartige Begriffe könnten der Verharmlosung durch die heutige Political Correctness entgegentreten. Daß die Sache der Vertriebenen so sehr in die Defensive geraten ist, hängt in hohem Maße mit der Sprachregelung zusammen.

Ulrich Teubner, Bad Reichenhall



Szenenfoto: ZDF / Conny Klein

Dresden in Trümmern: Am 5. und 6. März, jeweils um 20.15 Uhr, zeigt das ZDF einen zweiteiligen Spielfilm über die Bombenangriffe auf die sächsische Hauptstadt am 13. und 14. Februar 1945.

Gejagte

Betr.: „Tribunal vor dem Richtertisch des Historikers" (Nr. 8)

Ein alter Dorfbürgermeister aus der Umgebung von Leipzig hat mir nach dem Kriege seine Ansicht gesagt. Er sagte: „Hitler hat das ganze deutsche Volk überanstrengt."

Ich glaube, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, diese Klarstellung zu veröffentlichen, ohne daß sie als „Entschuldigung" verteufelt wird. Aber wer die Zeit mitgemacht hat, hat erlebt, wie ein weitgehend schlecht ernährtes Volk (Hungerjahre im Ersten Weltkrieg, dann die Inflation, Arbeitslosigkeit 1929 bis 1933, Hitlers Lebensmittel-Kürzungen) von einer übermäßigen Anstrengung in die nächste gejagt wurde, bis hin zum wahnwitzigen Stalingrad-Unternehmen.

Annemarie Kordack, Herford

Dresden wurde Massengrab – »heimtückischster Akt der ganzen britischen Geschichte«

Betr.: Dresden

Im Februar 1945, nur knapp drei Monate vor der bedingungslosen Kapitulation der Deutschen Wehrmacht (am 8. Mai 1945), wurde die militärisch fast bedeutungslose Stadt Dresden, unser „Elbflorenz", von Aberhunderten englischer und amerikanischer Bombenflugzeuge angegriffen und in Schutt und Asche gelegt. Laut Franz Kurowski, („das Massaker von Dresden ...") sollen dabei etwa 10 000 Sprengbomben und ungefähr 500 000 Stabbrandbomben abgeworfen worden sein. Zum Zeitpunkt des Terrorangriffes befanden sich über eine Million Menschen in der Unglücksstadt, zumeist Frauen, Kinder und ältere Männer, denn die wehrfähigen Männer kämpften auf den zahlreichen Kriegsschauplätzen.

Äußerst bedenklich stimmt nun, welch unterschiedliche Angaben hinsichtlich der Anzahl der Bombenopfer gemacht werden. „Meyers enzyklopädisches Lexikon" (1973) schreibt, daß die Stadt Dresden am 13. und 14. Februar 1945 trotz ihrer militärischen Bedeutungslosigkeit das Opfer dreier britisch-amerikanischer Luftangriffe geworden sei. Zu diesem Zeitpunkt hätten sich neben ihren Einwohnern (etwa 650 000) noch etwa 500 000 schlesische Flüchtlinge in der Stadt aufgehalten. Angaben über die Anzahl der Umgekommenen unterbleiben.

In „New Encyclopaedia Britannica" (1993) findet sich folgende kurze Notiz: „Dresden wurde bis zum 17. April weiter bombardiert. Es wurden zwischen 35 000 und 135 000 Menschen getötet. Militärisch wurde wenig erreicht. Eine der schönsten Städte Europas wurde durch die Luftangriffe ausradiert (obliterated)."

„Der große Brockhaus" berichtet zu unterschiedlichen Zeiten Unterschiedliches, so zunächst 1955: „Das einst weltberühmte Stadtbild wurde am 13. Februar 1945 zerstört. Gegen 21 Uhr griffen britische und 1 1/2 Stunden später starke amerikanische Bomberverbände die mit oberschlesischen Flüchtlingen überschwemmte Stadt mit Brand- und Sprengbomben sowie im Tiefflug an. Die Zerstörung übertraf alles, was sonst deutsche Städte im Zweiten Weltkrieg im Verlauf weniger Stunden erlitten ... Die Zahl der Opfer wird auf bis zu 300 000 geschätzt." Vergleichen wir damit, zu welchen Ergebnissen das gleiche Konversationslexikon im Jahr 1988 gelangt: „Da sich an den Angriffstagen in der Stadt eine hohe Zahl von Flüchtlingen aus dem deutschen Osten aufhielt, schwanken die Angaben über die Toten sehr stark. Während der politisch nicht unumstrittene britische Historiker D. Irving eine Zahl von 135 000 Toten nennt, gibt G. Bergander ... eine Zahl von 35 000 Toten an; sie gilt heute als die wahrscheinlich zutreffende."

Im *Ostpreußenblatt* (Verlag in Hamburg) stand am 12. Oktober 1996: „Dresden, wo vom 13. bis 15. Februar 1945 670 000 abgeworfene Bomben nach Mitteilung des Internationalen Roten Kreuzes 275 000 Frauen, Greisen und Kindern den Tod brachten, ist zum Symbol für die Massenvernichtung von Menschen geworden." Wenn man die extrem voneinander abweichenden Zahlenangaben gegeneinander hält, wird man an die berühmt-berüchtigten Worte des Pontius Pilatus erinnert: „Was ist Wahrheit?" In seinem, wie ich meine, lesenswerten Buch „Geschichte der Deutschen" vermerkt Professor Dr. Joseph Rovan, gebürtiger Münchener jüdischer Abkunft, Mitglied der „Résistance", Überlebender des KZs Dachau: „Seit 1941 hatten die englische und die amerikanische Luftwaffe systematisch die deutschen Städte bombardiert, im Februar 1945 starben 70 000 Menschen im Inferno von Dresden." Wie wir wissen, bedeutet Inferno Hölle und die Hölle spielt laut unserer christlichen Eschatologie bei der Bestrafung der ewig Verdammten eine besondere Rolle. In der Hölle wird geröstet und gebraten! Hören wir weitere Stimmen zu Dresden! Prof. Dr. Dr. Hellmuth Rössler schreibt in „Deutsche Geschichte" in Bezug auf Dresden: „Hier wurde eine der führenden europäischen Kulturstädte zum Massengrab."

Am 16. Januar 1967 bezeichnete Lord Boothby im "Sunday Express" die Bombardierung Dresdens als „heimtückischsten Akt der ganzen britischen Geschichte", was die herrschende Kaste in England nicht davon abhielt, Luftmarschall Harris ein Denkmal zu setzen!

Helmut Schrickel, Coburg

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(kommissarisch, V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf. – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.LM-Ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@LM-Ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@LM-Ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **8767**

Früchte eines arbeitsamen Lebens lösen sich auf

Betr.: „Wettlauf nach links" (Nr. 2)

Ich wuchs in einer normalen Familie auf und hatte trotz des Krieges eine glückliche Kindheit. Ich wurde streng, aber gerecht erzogen (deutsche Leitkultur). Treu, arbeitsam, hilfsbereit, zuverlässig, tolerant, verständnisvoll und ehrlich (quäle nie ein Tier zum Scherz).

Mit solchen Eigenschaften wird man heute von vielen Multikulti-Aposteln als Nazi betitelt. Ich beurteile einen Menschen nicht nach Rasse oder Herkunft, sondern nur nach seiner Lebenseinstellung und Menschlichkeit. Auch nicht nach seiner Stellung oder Titel oder was er besitzt, sondern nach dem, was er weiß oder kann und was er tut. Ich habe in meinem Leben viele studierte Nullen kennengelernt, aber auch viele sogenannte ungebildete Spezialisten.

Mit 17 Jahren hatte ich eine abgeschlossene Schreinerlehre hinter mir. Ein Jahr arbeitete ich als Geselle, dann machte der Laden dicht. In meiner Heimat Niedersachsen sah es 1953 schlecht aus mit Arbeitsstellen und dem Geld verdienen. Da der Staat dringend junge, gesunde Arbeitskräfte für den Kohlebergbau suchte, meldete ich mich. Es war eine schwere gefährliche Arbeit, aber man versprach uns gutes Geld, das wir auch bekamen. Man hat uns auch eine gute Rente versprochen, die ich auch heute bekomme.

Ich muß aber jetzt feststellen, das sich meine Altersversorgung und ärztliche Versorgung in Luft aufzulösen scheinen.

Gerd Willke, Lünen

Uwe Greve hat sich für Deutschland verbraucht

Betr.: „Ein Leben für Deutschland" (Nr. 52)

Der plötzliche frühe Tod Uwe Greves hat uns doch sehr betroffen gemacht. Ein Idealist, der sein ganzes Leben für Deutschlands Zukunft, aber auch Vergangenheit und Gegenwart einsetzte, und dafür, wie Sie schreiben, letztendlich zuviel Kraft und Zuversicht verbraucht hat. Schon als Student in den 60er Jahren war Uwe Gast und Parteifreund in unserem Haus, gemeinsam waren wir für die Freiheitspartei (Prof. Kunstmann) tätig und traten auf Grund von Uwes Initiative in Dithmarschen zur Bundestagswahl an! Uwes Elan und Idealismus beflügelte seine damaligen Parteifreunde immer wieder zu Einsatz und Motivation, mit Freude und Kraft gab er sich ganz der Sache hin, und mit dieser Einstellung „Alles für Deutschland" hat er die letzten 40 Jahre gearbeitet und gelebt.

Sie schreiben ganz richtig: Ein Leben für Deutschland – aus Uwes persönlicher Sicht zum Ende jetzt vielleicht umsonst! Für uns aber nicht.

Von eigenen Parteifreunden beiseite geschoben, und dazu von anderen Mitgliedern des Landtages angefeindet und übergangen. Vielen, denen Über- und Weitblick fehlt, bekämpfen und mißgönnen dies anderen. Ist man so Anfeindungen ausgesetzt und wird übergangen von eigenen, aber auch anderen Fraktionen, nagt das an einem und fördert nicht gerade das für uns so wichtige intakte Immunsystem.

Erinnerungen wurden bei Ihrem Abschiedsbrief wach; so kritisierte Uwe einmal die mangelnde Kompetenz und fehlendes Fachwissen der meisten Abgeordneten, so könnten höchstens zwei Mitglieder des „Hohen Hauses" einen Haushaltsplan lesen. Vielen machte Uwe mit seiner Aussage Hoffnung: „Geschichtslügen überdauern ungefähr zwei Generationen. Er war ein froher, Freude ausstrahlender Optimist!

Karl Wilhelm Looft, Heide

Zahlengebirge

Betr.: „Auf immer festgeschrieben" (Nr. 5)

Für mich bleibt für immer unbegreiflich, wie die offizielle Geschichtsverfälschung sich an bestimmten Zahlen von Ermordeten festklammern kann, obwohl doch auch jeder Nicht-Historiker, wohl aus Furcht vor beschränkter Meinungsfreiheit nur im stillen Kämmerlein, sich ausrechnen kann, daß einige Zahlenangaben einfach nicht stimmen können.

Der Grund scheint für mich daran zu liegen, daß das Leid und der Schmerz der einzelnen viel zu wenig gesehen wird. Ist es denn nicht schrecklich genug, wenn 100, 1000 oder 10 000 Mitmenschen umgebracht wurden? Das ist doch schon unvorstellbar viel, das Verbrechen riesengroß! Muß man sich denn an Zahlengebirgen delektieren und sich an bestimmte Zahlen festklammern?

Der gewaltsame Tod jedes Menschen ist schrecklich. Das Leid des einzelnen Menschen rührt uns an.

Frank Honold, Aschaffenburg

Ein besseres Klima für Kinder

Gewinnerzielung darf nicht einziges Ziel unternehmerischer Tätigkeit sein – HanseMerkur unterstützt Jugendprojekte

Alle hatten Grund zur Freude – die Preisträger über verdiente Anerkennung und willkommene finanzielle Unterstützung, die Teilnehmer der Festveranstaltung über ein ansprechendes Programm, die Gastgeber über ein stolzes Jubiläum. Zum 25. Mal vergab die Hamburger Versicherungsgruppe HanseMerkur ihre Preise für Kinderschutz, und dahinter steht eine eindrucksvolle Bilanz. Aus 2500 Bewerbungen gingen 25 Hauptpreise, 66 Anerkennungspreise und zwölf Sonderpreise hervor. Die Preisgelder summieren sich auf 630000 Euro.

„Menschen, die Mut machen" und „Helden des Alltags" zu unterstützen – so beschrieb HanseMerkur-Vorstandsvorsitzender Fritz Horst Melsheimer die Motivation für dieses beispielhafte Engagement. Es gehe ihm darum, in Deutschland ein besseres Klima für Kinder zu schaffen. Dafür lohne sich jeder Einsatz. Schließlich dürfe Gewinnerzielung nicht das einzige Ziel unternehmerischer Tätigkeit sein.

An dieser Stelle verdient auch folgendes hervorgehoben zu werden: Während viele Unternehmen auf die schwierige wirtschaftliche Lage mit Kürzungen auch im sozialen und karitativen Bereich reagieren, hat HanseMerkur im vergangenen Jahr genau das Gegenteil getan: Die jährliche Preissumme für Kinderschutz wurde auf 50000 Euro verdoppelt.

Verdientes Lob sprach denn auch Eva Luise Köhler, die Gattin des Bundespräsidenten, aus, die nicht nur als Schirmherrin und Festrednerin aktiv ist, sondern als Jurymitglied auch an der Auswahl der Preisträger mitwirkte. Während des Festaktes in der Hamburger Konzernzentrale wies sie darauf hin, daß dieser Preis auch über die finanzielle Förderung hinaus große Bedeutung habe. Er verschaffe den Projekten und Organisationen eine sonst kaum zu erreichende Publizität und öffentliche Ankennung und mache Kindern, Jugendlichen und Familien Mut. In welchem Maße dies bislang stets gelungen ist, erhellt sich auch aus der Tatsache, daß von den über 100 seit 1981 ausgezeichneten Intiativen nahezu alle immer noch aktiv sind; offensichtlich hatten die Preisstifter bei der Auswahl der Preisträger eine ausgesprochen glückliche Hand.



Foto: HanseMerkur

Kinder Mut machen: Seit 25 Jahren engagiert sich die HanseMerkur.

In diesem Jahr traf das – verdiente – Glück zuvorderst den Kinder- und Jugendzirkus „Cabuwazi Springling" in Berlin, der den mit 20000 Euro dotierten Hauptpreis erhielt. Seit der Gründung 1994 geleitet von Karl Köckenberger, selber Vater dreier Kinder, betreibt der Kinderzirkus inzwischen vier Standorte in der Hauptstadt. Der schwierigste ist Marzahn-Hellersdorf, eine düstere Hinterlassenschaft der DDR-Plattenbau-Unkultur, eine triste, graue Welt aus Beton, zunehmend verfallend, ohne Perspektive. Wenn es nicht Initiativen wie „Circus Cabuwazi" gäbe. Unter fachkundiger Leitung des ehemaligen Berufsartisten Harald Lindner treffen sich hier täglich rund 120 Kinder und Jugendliche, üben Salto, Dressur oder Zauberkunststückchen – und können sich bei ihren Vorstellungen über ein stets volbesetztes Zirkuszelt freuen.

Der Name Cabuwazi steht für „**cha**otisch **bu**nter **Wa**nder**zi**rkus", was aber nicht darüber hinwegtäuschen sollte, daß Harald Lindner seinen Schützlingen ein herzlich-gütiger, aber wenn nötig auch strenger Lehrer ist. Diesen Kindern, die oft aus zerrütteten Familien stammen, geprägt von Langzeitarbeitslosigkeit und Sozialhilfe, ohne Hoffnung auf ein „besseres Leben", vermittelt er erstmals so etwas wie Selbstbewußtsein, hilft ihnen, an sich selber Stärken und nicht nur Schwächen zu entdecken, läßt sie Gemeinschaft erleben. Am Ende weiß man gar nicht, was man an diesem Kinderzirkus der ganz besonderen Art mehr bewundern soll: die hochklassigen, keineswegs laienhaften artistischen Leistungen oder die verblüffende Tatsache, daß kein einziges Kind, das hier mitmachen will, wegen Talentlosigkeit weggeschickt wird. Hier darf jeder mitmachen, und jeder kann irgendetwas Sehens- und Vorzeigenswertes. So wurde die These von Joseph Beuys („jeder Mensch ist ein Künstler") in diesem Falle überzeugend umgesetzt – jedes Kind ist ein Artist. Wie viele Heranwachsende auf diese Weise bislang vom Abstieg in Kriminalität und Drogenabhängigkeit bewahrt oder auch von diesem Weg in die Hoffnungslosigkeit zurückgeholt wurden, läßt sich nicht genau beziffern. Aber von den Beispielen, über die am Rande der Preisverleihung berichtet wurde, war jedes einzelne eindrucksvoll und bewegend genug, um den Wert dieser Intiative ermessen zu können.

Lobende Erwähnung verdienen aber auch die Träger der drei Anerkennungspreise, dotiert mit je 10000 Euro. „Löwenkind e. V." ist ein Internetmagazin für Familien, die schwerstkranke Kinder daheim betreuen, 1999 in Berlin gegründet von Birgit Seemann und Antje Beckers. Die beiden Mütter wollen aus eigener leidvoller Betroffenheit wichtige Erfahrungen weitergeben und „einen Raum öffnen für einen Dialog über Schmerz, Trauer, Verzweiflung", aber auch „Hoffnung, Stärke und Mut". Längst wird das Online-Programm der beiden Berlinerinnen von Eltern genauso geschätzt wie von den kleinen Patienten.

Die „Schülerschule Essen" könnte man als nordrhein-westfälische Antwort auf Pisa verstehen: In einem Stadtteil der Ruhrmetropole, von der Landesregierung eingestuft als „besonderer sozialer Erneuerung" bedürftig, geben 14 ehren- und zwei hauptamtliche Mitarbeiter derzeit 176 Schülern aus 29 Nationen pädagogische „Hilfe zur Selbsthilfe". Ins Leben gerufen wurde das Projekt übrigens von der Hauptschullehrerin Ria Voswinckel vor über 30 Jahren, also lange bevor man in Deutschland über Integration zu diskutieren begann.

Um Familien, insbesondere die Mütter, davor zu bewahren, daß „der glückliche Moment der Geburt zum Anlaß für ein unglückliches Leben wird", gründete Rose Volz-Schmidt 2002 die Intiative „wellcome", ein Familienbetreuungsprojekt, dessen 300 Ehrenamtliche allein 2005 rund 400 Familien in Hamburg und Schleswig-Holstein mit Rat und Tat zur Seite standen. Auch sie erhielt einen der Anerkennungspreise.

M.S.

Vom Zauber einer mutigen Frau

Gedenkstätte für Königin Luise im Schloß Hohenzieritz öffnet im März wieder ihre Pforten für Besucher

Von SILKE OSMAN

Wer die neue Dauerausstellung der Alten Nationalgalerie im Dortmunder Museum für Kunst und Kulturgeschichte, der sogenannten „kleinen Nationalgalerie", besucht hat, wird auch das eindrucksvolle Gemälde gesehen haben, das Fritz Werner von der Enthüllung des Denkmals für die preußische Königin Luise im Berliner Tiergarten geschaffen hat (siehe auch Folge 8). Die Skulptur der überaus populären Monarchin steht auf einem runden Sockel, der mit ergreifenden Szenen aus den Befreiungskriegen verziert ist. In alten Beschreibungen des Denkmals liest man von der „helfenden Liebe der Königin, die sich in den Unglücksjahren zur Linderung der Not all ihres Schmuckes beraubte, ihre Juwelen verkaufte und selbst in ihrer Häuslichkeit in Königsberg und Memel sich Beschränkungen auferlegt". Und wer einmal am Sarkophag der früh verstorbenen Königin hat verweilen dürfen, der weiß um den Zauber, der von dieser Frau ausgegangen sein muß. Im westlichen Teil des Gartens um Schloß Charlottenburg trifft man auf ein mit Säulen verziertes, an einen griechischen Tempel erinnerndes Gebäude: das von Baumeister Karl Friedrich Schinkel nach einer Idee König Friedrich Wilhelms III. entworfene Mausoleum für Königin Luise. Der von Christian Daniel Rauch geschaffene Sarkophag aus Carraramarmor zeigt eine friedliche schlafende junge Frau mit ebenmäßigen Gesichtszügen, anrührend noch im Tod.

Foto: Museum für Kunst und Kulturgeschichte Dortmund

Fritz Werner: Enthüllung des Denkmals im Berliner Tiergarten

Die Welt hat getrauert, als die vom Volk geliebte, ja geradezu verehrte Königin am 19. Juli 1810 im Alter von nur 34 Jahren auf Schloß Hohenzieritz, der Sommerresidenz ihres Vaters, des Herzogs Carl von Mecklenburg, für immer die Augen schloß. Drei Jahre später ließ der Herzog im Sterbezimmer Luises und in zwei weiteren Räumen eine Gedenkstätte für seine Tochter errichten. Zum 190. Todestag der Königin hat der Schloßverein Hohenzieritz e. V. die Räume übernommen, um dort eine würdige Gedenkstätte zu pflegen. Zu sehen sind Büsten der Königin, die seltene Bronzestatuette „Preußische Madonna" von Schaper, der von Luise 1806 gestiftete Abendmahlskelch aus der Rundkirche von Hohenzieritz, die Perlenbrosche ihrer Erzieherin Mdm. Gelieu, historische Ölgemälde von Strelitzer Herzögen, wertvolles Porzellan, alte Kupferstiche und eine selten schöne Nachbildung der berühmten Schwesterngruppe von Schadow. Mit einer Festveranstaltung zum 230. Geburtstag der Preußenkönigin wird am Sonnabend, 11. März, 11 Uhr, die Saison in Hohenzieritz eröffnet. Nahezu 10000 Besucher haben im vergangenen Jahr gezeigt, daß sich die Luisen-Gedenkstätte zu einem Touristenmagnet von überregionaler Bedeutung entwickelt hat.

Noch heute kann man sich dem Zauber der legendären Königin nicht entziehen. Als Luise am 10. März 1776 als Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz geboren wurde, ward ihr nicht unbedingt an der Wiege gesungen, daß sie einst die populärste Königin werden würde, die Preußen je sah. Als Frau und Mutter – sie schenkte zehn Kindern das Leben, darunter Wilhelm, dem späteren ersten Kaiser des Deutschen Reichs; drei Kinder starben – bezauberte sie ihre Umgebung. Sie war schön und anmutig, aber auch bestimmt in ihrem Wirken. „Es darf nicht geschwärmt sein", bekannte sie als 25jährige, „in der wirklichen Welt müssen wir bleiben, uns durcharbeiten, so will es das Schicksal.

Ihrem Mann Friedrich Wilhelm III., dem man oft unschlüssiges Verhalten, ja Zaudern vorwarf, stand sie in entscheidender Situation zur Seite. Ihr Treffen mit dem Kaiser der Franzosen in Tilsit hat, wenn es auch nicht von Erfolg gekrönt war, ihren Ruf als tapfere Frau begründet. „Meine Frau", so Friedrich Wilhelm, „hatte unendlich vielen natürlichen und richtigen Verstand und einen ebenso richtigen, prüfenden Überblick."

Die beiden so unterschiedlichen Charaktere mußten sich freilich erst „zusammenraufen", wie es wohl in jeder glücklichen Ehe der Fall ist. „Sie hat mit meinen Schwächen vorliebgenommen, ich ihre Schwachheiten ertragen, denn wer hätte deren nicht", schrieb Friedrich Wilhelm einmal, „und so waren wir dennoch glücklich, unaussprechlich glücklich miteinander." In den letzten Stunden konnte Friedrich Wilhelm seiner Gemahlin zur Seite stehen. Er eilte nach Hohenzieritz, als er über ihren bedrohlichen Zustand informiert wurde. Luise, die kaum noch Luft bekam – sie hatte ein Geschwür in der Lunge und einen Polyp im Herzen – lag bis zuletzt vor allem das Wohlergehen ihrer Familie am Herzen, das Glück ihres Mannes „und die Erziehung der Kinder". Und dann sagte sie: „Fürchte dich nicht, ich sterbe nicht." Wie wahr!

Die Gedenkstätte im Schloß Hohenzieritz ist von März bis November dienstags bis freitags von 10 bis 11 Uhr und von 14 bis 5 Uhr geöffnet, am Wochenende und feiertags von 14 bis 17 Uhr; Gruppenbesuche möglich, Büro: Schulstraße 1, 17237 Hohenzieritz, Telefon (03 98 24) 2 00 20 oder (0 30) 55 99 96 9).



Foto: Schneider

Hohenzieritz: Sterbezimmer der Königin Luise

»Gott hat alles so gefügt«

Der Tod von Georg Artemjew trifft den Freundeskreis der Kirche von Heiligenwalde schwer

Die Trauerfeier fand in der restaurierten Kirche von Heiligenwalde statt. Die Lehrer der Schulen von Heiligenwalde, Waldau und Neuhausen waren gekommen, Vertreter der Bezirksverwaltung von Neuhausen und des Denkmalschutzes, ehemalige Schüler, Freunde, der Bürgermeister von Waldau, Nachbarn aus dem Dorf. Sie alle wollten Georg Gawrilowitsch Artemjew, dem langjährigen Schulleiter von Heiligenwalde, die letzte Ehre erweisen. Es war der 11. Januar 2006. Am „dritten Tag“ findet nach russischer Sitte das Begräbnis statt.

Am 9. Januar 2006 war Georg Artemjew verstorben, im Alter von 67 Jahren. Ein schweres, von Krankheit geprägtes Jahr war für ihn zu Ende gegangen. Im Mai 2004 hatte er sein Amt als Schulleiter in Heiligenwalde endgültig niedergelegt, um sich nun ganz seiner Arbeit an der Restaurierung der Kirche zu widmen, die für ihn bereits anderthalb Jahrzehnte im Mittelpunkt gestanden hatte. Da meldete sich nach Neujahr 2005 ein altes Herzleiden, das sich kontinuierlich verschlimmerte. Eine Operation war nicht mehr möglich, ein Krankenhausaufenthalt, Spritzen und Tabletten sowie vor allem die Pflege seiner Frau ermöglichten ihm noch einige Monate. Einige Mitglieder des „Vereins zur Erhaltung der Kirche von Heiligenwalde e. V.“ besuchten im August 2005 mit einer Reisegruppe der „Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft“ ihre Kirche und ihr Dorf. Man verlebte einen wunderschönen Nachmittag, bewunderte die fast fertige Kirche und saß in der Schule bei einem „russischen Tisch“ zusammen, der außer Salaten, Würstchen und Süßigkeiten auch die beliebte „ucha“ (Fischsuppe) enthielt. Einige Tage später gab es noch eine private Einladung bei Georg Artemjew und seiner Frau. Es war der Abschied.

Im Oktober 2005 verbrachte die Vorsitzende des Vereins, Bärbel Beutner, wie gewohnt eine Woche in Heiligenwalde. Es waren Tage voll strahlender Sonne und sommerlicher Wärme, so daß man im Garten sitzen konnte, angefüllt mit den üblichen Planungen und Abrechnungen über die Arbeit an der Kirche, aber auch mit vielen persönlichen Gesprächen. Und immer noch die Hoffnung, ein paar Jahre vielleicht noch ... Die Telefonate wurden immer häufiger, je größer die Sorgen wurden. Gesegnet sei die Technik, die das problemlose Telefonieren mit dem Königsberger Gebiet ermöglicht hat! Manch einer erinnert sich noch an die abenteuerlichen Versuche, 1991 und 1992 ein Gespräch von Königsberg in die Bundesrepublik Deutschland zu bekommen. Dann der Schicksalsschlag, die Todesnachricht am 9. Januar 2006. Für die ehemaligen Bewohner des Dorfes Heiligenwalde, 22 Kilometer östlich von Königsberg gelegen, ein unersetzlicher Verlust. Ein Stück Geschichte des Dorfes und seiner Ordenskirche aus dem 14. Jahrhundert ist zu Ende gegangen.

„Gott hat alles so gefügt!“ sagte Georg Artemjew oft. „Er hat euch die Flucht überleben lassen, er hat mich aus Sibirien in den äußersten Westen (ins Königsberger Gebiet) geführt, damit wir die Kirche gemeinsam retten.“

Er kam noch weiter von Osten her. Er wurde am 3. April 1938 in Ussurisk, einem kleinen Ort am Fluß Ussuri an der chinesischen Grenze geboren, wo sein Vater, Offizier der Roten Armee, stationiert war. Dort ging er die ersten Jahre zur Schule. Dann wurde der Vater nach Kasachstan versetzt, wo der Sohn in Alma Ata weiter zur Schule ging und Freundschaft mit Rußlanddeutschen schloß. Die Begegnung mit der deutschen Sprache erfolgte also im zwischenmenschlichen Kontakt, nicht erst in der Schule, wo Deutsch allerdings auch während des Krieges die erste Fremdsprache blieb. Aber auch der Vater, „Held im Großen Vaterländischen Krieg“, hatte das Interesse für die deutsche Kultur bei dem Sohn geweckt, und der Name „Georg“ — die Russen sagen „Georgi“ — war bewußt als ein deutscher Name gewählt worden. Die Familie zog nach Omsk, wo Georg Gawrilowitsch die Schule absolvierte und an der Pädagogischen Hochschule an der Fakultät für Fremdsprachen Germanistik und Französisch studierte. Beruflich übte er verschiedene Tätigkeiten aus, arbeitete als Lehrer und als Journalist und lebte einige Zeit im Hohen Norden, eine Erfahrung, von der er viel zu erzählen wußte.

1985 kam er ins Königsberger Gebiet, wohnte ein Jahr im Bezirk Labiau und zog im August 1986 nach Heiligenwalde, wo er die Leitung der dortigen Schule übernahm. Das Mitte der 30er Jahre erbaute Gebäude ist unversehrt geblieben, wie überhaupt die deutschen Bewohner, als sie 1991/92 ihre Heimat besuchen durften, vieles in ihrem Dorf vorfanden. Die Domäne war noch da mit dem Wohnhaus sowie dem Kuh-, dem Pferde- und dem Schweinestall, nun von der Sowchose „Rodniki“ genutzt. Häuser aus der Zeit prägten das Bild des Dorfes, und die alte Ordenskirche grüßte ihre Täuflinge und Konfirmanden, die am besten erhalten gebliebene Dorfkirche im gesamten Königsberger Gebiet. Die Sowchose hatte sie als Getreidelager genutzt, was zur Rettung des Gebäudes, wenn auch mit einigen Bauschäden, führte.

Heimat — das sind Menschen. Oft hat der Schriftsteller Arno Surminski aus Masuren diese Worte gesagt. Für die Heiligenwalder wurde ihr Dorf wieder zur Heimat, durch Georg Artemjew. Er sprach fließend Deutsch und ermöglichte damit alle Kontakte. Durch ihn wurden die deutschen und die russischen Heiligenwalder zu einer neuen Gemeinschaft, ja zu einer Familie. „Wir feierten wie Geschwister“, lautete die Überschrift eines Berichtes über das Fest, das Deutsche und Russen zum 650jährigen Bestehen des Dorfes und der Kirche im Juni 1994 feierten. Die Handfeste von 1344 bezeugt die Grundsteinlegung der Kirche durch Volkwin von Dobrin und die Gründung des Dorfes Heiligenwalde, das wie ein deutsches Runddorf um die Kirche gebaut ist. Der heilige Wald war ein prußischer Kultplatz, den der Orden nun für den Kirchenbau auswählte; die prußischen Siedlungen, die fortan zum „Kirchspiel Heiligenwalde“ gehörten, behielten bis 1945 die alten prußischen Namen: Rogahnen, Kalkeim, Oblitten, Possindern, Willkühnen, Pogauen.

Mit Georg Artemjew trat ein Historiker und Heimatforscher in die Geschichte des Kirchspiels ein. Er gehörte zu der russischen Intelligenz im Königsberger Gebiet, welche die deutsche Geschichte aufarbeiten und ihre Spuren festhalten wollte. Eine Chronik der Nachkriegsgeschichte Heiligenwaldes gibt es bereits von ihm. Die Drucklegung seiner bereits weitgehend fertiggestellten Chronik bis 1945 ist ein Projekt für die Zukunft. Sein Interesse für die Geschichte seiner letzten Heimat und sein intensives Quellenstudium brachten eine wunderschöne Frucht: die Novelle „Susannenthal“, erschienen 2000 im „Verlag Heiligenwalde“, der 1999 in der Bundesrepublik Deutschland gegründet worden ist. Die russische Fassung wurde in Tapiau gedruckt.

Eine alte Sage liegt dieser anrührenden und tragischen Liebesgeschichte zugrunde, die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Heiligenwalde und den umliegenden Dörfern spielt. Die Baronesse Susanne von Rippe verliebt sich in den zwielichtigen Bauern und Jäger Hans Lemke. In die dramatischen Ereignisse um diese verbotene Liebe sind authentische Personen aus der Zeit und aus der Gegend verwickelt, die Orte am Pregel tauchen auf, und mit der alten Prußin Gedune, die Heilkräuter und heilige Bäume kennt, sowie mit der prußischen Magd Suta läßt der Autor die Ureinwohner des Samlandes lebendig werden. Nicht nur den Heiligenwaldern hat er damit eine große Freude gemacht.

Dreimal besuchte Georg Artemjew Westdeutschland und die dortigen Freunde. 1996 und 2001 nahm er am Kreistreffen der Heimatkreisgemeinschaft Königsberg-Land teil, ein gern gesehener Gast, der viel beachtete Reden in perfektem Deutsch hielt. 2001 signierte er zudem sein Büchlein „Susannenthal“.

Seine Lebensaufgabe aber war die Restaurierung der Kirche, ein steiniger Weg, begleitet von Rückschlägen und schließlich wunderbaren Erfolgen. „Oft schaue ich die Kirche an und denke: ‚Wie soll ich dich retten mit meinen schwachen Kräften?‘“ sagte er zu Beginn der gemeinsamen Bemühungen. Der Gottesdienst und das Fest 1994 waren ein Medienereignis und ein großer Anstoß an das öffentliche Bewußtsein gewesen, aber die Probleme waren den Beteiligten bewußt. Der wichtigste und erste Schritt bedeutete: Die Kirche muß einen „Herrn“ haben. Sie war wie alle öffentlichen Gebäude Eigentum des russischen Staates; es kam darauf an, einen Nutzer zu finden, der auch mitverantwortlich für die Baumaßnahmen ist. Noch hatte die Sowchose die Nutzungsrechte, die Zuständigkeiten lagen beim Denkmalschutzamt in Königsberg, nachdem Georg Artemjew die Kirche auf die Liste der denkmalgeschützten Gebäude im Königsberger Gebiet gebracht hatte.

1992 hatte man sich kennengelernt, 1993 den „Verein zur Erhaltung der Kirche von Heiligenwalde e. V.“ auf bundesdeutscher Seite gegründet, 1994 wurde der russische Partnerverein gegründet — und dann dauerte es zehn Jahre, bis man 2002 die Übergabe-Akte der Kirche in der Hand hielt. Mit der Sowchose hatte man sich gütlich geeinigt, die Bezirksregierung von Neuhausen hatte die Kirche übernommen und sie einem Gymnasium in Neuhausen zur Nutzung übergeben, so daß die Kirche nun einen „Herrn“ hatte. „Die Träume des Idioten sind in Erfüllung gegangen!“, kommentierte Georg Artemjew, der seinen Humor in dem zehnjährigen Kampf mit Denkmalschutzämtern, Sowchose und Verwaltung nicht verloren hatte.

Die Restaurierungsarbeiten begannen und machten rasante Fortschritte. Die Probleme hörten jedoch nicht auf. Das Scheunentor, das in die Chorwand für die Traktoren geschlagen worden war, wurde zugemauert; die Ostwand der Kirche präsentierte sich fast wie vor dem Krieg. Innen wurden die Sakristei und der frühere Haupteingang im Anbau, im sogenannten „Waffenhaus“, renoviert, neue Türen luden den Besucher ein, eine Empore wurde eingebaut, und der herrlichste Blickfang waren die neugestalteten Fenster, die ein strahlendes Kreuz auf hellblauem Grund zeigen. Steht man bei Tageslicht in der Kirche, so leiten die Fenster Licht und Sonne hinein; ist die Kirche bei Dunkelheit innen erleuchtet, so schimmern die Fenster mit den Kreuzen in die Nacht hinaus.

Dem Betrachter geht das Herz auf, wenn er das schöne Gebäude sieht, und er steht vor dem planierten Umfeld, das zur Straße hin von einem schmiedeeisernen Zaun begrenzt wird. „Heiligenwalde 1344“ steht auf dem Tor. Er weiß nicht, wieviel Kraft Georg Artemjew in jeden Bauabschnitt investieren mußte. Da gab es Ärger, weil die alten, morschen und sturzgefährdeten Bäume an der Straße gefällt werden mußten. Zuständig war das Straßenbauamt in Tapiau. Mit vielen Wegen waren schließlich alle Papiere beisammen, und als die Bäume gefällt wurden, beschwerten sich einige Dorfbewohner, denen die schriftliche Genehmigung vor die Nase gehalten werden konnte.

Oder der wochenlange Kampf um die Elektrizität. Für die Beleuchtung der restaurierten Kirche waren mehr Leitungen erforderlich; außerdem sollte die Kirche elektrisch beheizt werden. Wie schwer es ist, dafür Genehmigungen zu bekommen, konnte sich auf deutscher Seite niemand vorstellen. Außer vielen Anträgen und Gängen zu den zuständigen Stellen muß man auch mal eine Flasche Kognak irgendwo stehenlassen oder ein paar Dollar verlieren. Niemand sonst kannte sich überall so aus wie Georg Artemjew. Im November 2004 waren alle Hürden bezüglich der Elektrizität genommen, und in der Silvesternacht 2004 gingen die Bauleute um Mitternacht in die Kirche. Als die Fenster in die Nacht hinaus leuchteten, kamen die Dorfbewohner, ohne vorherige Absprache, und man begrüßte in der Kirche das neue Jahr. Das soll eine Tradition werden.

Das Gymnasium in Neuhausen hatte bereits für Mai 2005 ein Konzert in der Kirche geplant. Aber dann nahm man davon Abstand, denn der Fußboden mußte erst gemacht werden. Der Boden war mit Beton ausgegossen worden, und durch die schweren Traktoren waren Senkungen entstanden. Im Juli konnte ein neuer Fußboden bewundert werden, Platten, so angeordnet, daß man erkennen kann, wo früher Bänke und Gänge in der Kirche waren. Der Entwurf stammt von Günther Legat, die Finanzierung trug die Familie Kurschat. Werner Kurschat, der Schatzmeister des deutschen Vereins, starb im November 2004, und die Familie bat um Spenden für die Kirche statt Blumen. Es wollte im Jahre 2005 mit den ersten Veranstaltungen in der Kirche einfach nicht klappen. Die langen Sommerferien bis zum 1. September verzögerten Planungen von seiten des Gymnasiums, dann kam der Ankauf von Sitzmöbeln nicht recht in Gang, schließlich war es Herbst und die elektrische Heizung mußte erst noch installiert werden — aus einem Konzert wurde jedenfalls nichts. Dafür nutzte man den herrlichen Oktober für die Gestaltung des Umfeldes und für Außenarbeiten: Die Kirche wurde weiß verputzt, und drum herum kleine Tannen gepflanzt.

Die erste öffentliche Veranstaltung, die in der renovierten Kirche stattfand, war die Trauerfeier für Georg Artemjew. Am Mittag des 11. Januar 2006 versammelte sich die große Trauergemeinde in der Ordenskirche aus dem 14. Jahrhundert zu den Klängen der Musik Bachs. Die Wintersonne schien durch die blau und golden leuchtenden Fenster. Gott hat alles so gefügt.

Die deutschen Freunde konnten nicht teilnehmen. In Westdeutschland, 1200 Kilometer von ihrem Heiligenwalde entfernt, das sie 61 Jahre zuvor im eiskalten Januar hatten verlassen müssen, gedachten sie des Verstorbenen am Nachmittag nach der Beisetzung auf russische Weise. Man trinkt Tee und einen Schluck Wodka oder Wein und spricht dazu die Worte: „Die Erde möge ihm leicht sein und seine Seele möge in den Himmel kommen.“ *B. B.*



Die Lebensaufgabe von Georg Gawrilowitsch Artemjew (links) war die Restaurierung der Kirche in Heiligenwalde. Fotos: Beutner

MELDUNGEN

Ski-Zentrum geplant

Galtgarben – Die Mokauer Firma „Sojuzprommeehanizacia“ hat Ostpreußens altes Ski-Gebiet am Galtgarben entdeckt und will, nach dem Studium der vom Vorstand der Kreisgemeinschaft Fischhausen zur Verfügung gestellten Unterlagen, dort ein Ski-Zentrum mit Seilbahn, Ski-Pisten und Beschneiungsanlagen errichten. Die Verantwortlichen gehen davon aus, daß ein hier angelegter Winterkurort auf modernem Niveau guten Zuspruch finden würde, zumal es im ganzen Königsberger Gebiet die einzige Anlage zum Betreiben von Wintersport wäre. Für den lange im „Sperrgebiet“ liegenden Höhenzug (Alkgebirge) winken damit, neben einem hohen Arbeitsplatzangebot während der Aufbauzeit, eine Menge dauerhafter Jobs im Gaststättengewerbe sowie Kurbetrieb und gewerblichem Bereich. Für dieses bisher abseits liegende Gebiet mit seiner sehr hohen Arbeitslosigkeit wäre das ein großer Gewinn. Die Wintersporteinrichtung könnte sicher mit einer großen Zahl von Kurgästen und Tagesausflüglern rechnen und somit rentabel arbeiten. Da sich immer mehr Reiche aus Moskau und dem sonstigen Rußland sowie aus Königsberg im Samland niederlassen – wenn auch zum Teil nur mit „Feriensitz“ –, würde es auch genug zahlungsfähige Gäste geben. *Klaus A. Lunau*

Provisorium oder Warten

Königsberg – Georgj Boos, Gouverneur des Königsberger Gebiets, hat sich zumindest verbal für das deutsche Generalkonsulat in der Pregelmetropole stark gemacht. Er erklärte, daß es nach seiner Überzeugung von großer Wichtigkeit für die Exklave sei, daß die Vertretung der Bundesrepublik Deutschland ihre Tätigkeit in vollem Umfang aufnehmen könne. Er stünde bereit, alles in seiner Macht stehende zu unternehmen, damit es keine weiteren Verzögerungen gibt.

Noch Ende letzten Jahres war eine Kommission aus Berlin vor Ort, um zu prüfen, welche sogenannten Herrichtungsmaßnahmen am Gebäude notwendig sind. Das Auswärtige Amt steht nämlich vor der Wahl, entweder für eine Anfangszeit ein Provisorium mit eingeschränkter Funktionsfähigkeit in Kauf zu nehmen oder etwas länger zu warten, um danach ein voll funktionsfähiges Konsulat mit allen technischen und sicherheitsmäßigen Einrichtungen zur Verfügung zu haben. Auch eine provisorische Herrichtung würde wegen der technischen Notwendigkeiten wie Telekommunikationseinrichtungen, Strom und so weiter einige Monate in Anspruch nehmen. *Armin Matt*

Kostenlose Reisepässe

Königsberg – Die Russen im Königsberger Gebiet kommen in den Genuß eines Privilegs, von dem die Deutschen und auch ihre Landsleute in Rußland nur träumen können. Sie bekommen kostenlos einen Reisepaß. Die sonst übliche Gebühr von 400 Rubel (knapp zwölf Euro) entfällt seit Beginn dieses Jahres. Statt mit Geld sollten die Antragsteller jedoch mit Geduld gewappnet sein, da das Behördenpersonal nicht entsprechend aufgestockt wurde.

Siegfried von Wangen hat seinen Kopf wieder

Nach der Wiederherstellung des Königstors wurde in Königsberg mit der Restaurierung des Friedländer Tors begonnen

Von HEINRICH LANGE

Nach der Wiederherstellung des Königstors zum 750. Stadtjubiläum von Königsberg mit den in Kunststein ergänzten Figuren König Ottokars II., Herzog Albrechts und König Friedrichs I. hat nun auch die Restaurierung des Friedländer Tors begonnen. Ein erster sichtbarer Erfolg ist, daß die Statue Hochmeister Siegfried von Feuchtwangens wieder einen Kopf hat. Die Figur ziert das mittlere Türmchen (Fiale) der Feldseite des Portals.

Da der Hochmeister 1309 den Regierungssitz des Deutschen Ordens von Venedig nach der Marienburg verlegte, ist er mit einem Modell des Mittelschlosses dieser Burg in der Rechten und der Urkunde, die sie zum Hauptsitz machte, in der Linken, dargestellt. Wann Rumpf und Kopf getrennt wurden, ist unbekannt. Einem sowjetischen Foto nach zu schließen ist die Abtrennung erst nach dem Jahre 1956 erfolgt. Das abgeschlagene Haupt soll laut Swetlana Sokolowa, der Leiterin des im Friedländer Tor eingerichteten Museums, noch lange Zeit in einem Raum des Tors gelegen haben. Für die jetzt begonnene Restaurierung stand es allerdings nicht mehr zur Verfügung. Statt dessen wurde der Kopf samt Helm nach einer Vorkriegsfotographie der auf einer mit Wappen geschmückten Konsole stehenden Figur, die etwa in Willi Scharloffs 1982 erschienenen Buch „Königsberg damals und heute“ zu finden ist, nachgebildet.

Bei der Restaurierung konnte Swetlana Sokolowa trotz der starken Verwitterung der Sandsteinskulptur an deren Basis noch die Signatur des Bildhauers „W. Stürmer“ mit dem Herstellungsjahr „1864“ ausmachen. Es ist jener Berliner Bildhauer Wilhelm Stürmer, von dem der größte Teil der Bauplastiken der Königsberger Stadttore stammt.

Während der Hochmeister einen neuen Kopf erhalten hat, ist das Tabernakel (Ziergehäuse für Figuren) der mittleren Fiale der Stadtseite des Tors noch verwaist. Darin stand die spurlos verschwundene Statue des 1416 an der Pest verstorbenen Grafen Friedrich von Zollern, des Großkomturs von Balga am Frischen Haff, mit der Fahne des Deutschen Ordens, die er 1410 in der Tannenbergschlacht gegen Polen und Litauen trug, in der Rechten und mutmaßlich einem Schild in der Linken. Im neuen „Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler West- und Ostpreußen“ (1993) sind der Bildhauer nicht genannt, die beiden Figuren verwechselt und den Dargestellten fälschlich dieselben Vornamen gegeben. Eine kleine Abbildung der Figur des Grafen von Zollern findet sich im Hohenzollern-Jahrbuch von 1912. Da aber die Entwürfe Stürmers verschollen sind, werden wie beim Königstor für die geplante russische Rekonstruktion noch bessere Vorlagen gesucht.

Offensichtlich sind „Siegfried von Feuchtwangen“ und „Graf Friedrich von Zollern“ die letzten für die Tore geschaffenen Werke des Künstlers, der von König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1847 mit den Statuen am Königstor und 1852 mit den Porträtmedaillons am Sackheimer Tor beauftragt wurde. Als das Friedländer Tor 1862 eingeweiht und 1864 mit der Bauplastik geschmückt wurde, war der „Romantiker auf dem Thron“ bereits verstorben und am Steindammer Tor durch eine Terrakottastatue des Berliner Bildhauers Albert Wolff geehrt worden.

Leider ist im Geheimen Staatsarchiv Berlin allein der Entwurf des Friedländer Tors beziehungsweise dessen Überarbeitung durch den Hofarchitekten Friedrich August Stüler nicht mehr vorhanden. Zum Tor existiert nur der spätere Entwurf der zweitorigen Anlage von 1875. Die kolorierten Handzeichnungen auf Pausleinwand von einem nicht näher bezeichneten „A. Kadereit“ zum Kostenanschlag vom 1. September 1875 zeigen – wie noch heute – eine auf der breiteren Stadtseite von fünf, auf der Feldseite von drei Fialen über Strebepfeilern gegliederte Fassade mit den beiden tudorbogigen Durchfahrten im Mittelteil. Die Fialen enden in einem spitzen Satteldach mit sogenannten Violen aus Sandstein.

Auf den Konsolen der ausgeführten Blendnische beziehungsweise des Tabernakels der mittleren, hier pfeilerlosen Fiale stehen allerdings nicht die genannten Statuen Stürmers von 1864, sondern eine Figur, mutmaßlich mit Lanze beziehungsweise Schild in der Rechten. Dies zeigt, daß nicht die für den Um- und Neubau geplanten Skulpturen zur Ausführung kamen, sondern die Statuen vom ursprünglichen Tor übernommen wurden. Im Gegensatz zu den Ausführungen von Baldur Köster in „Königsberg. Architektur aus deutscher Zeit“ (2000) hat es beim Steindammer, Brandenburger und Friedländer Tor einen älteren Bau mit nur einer Durchfahrt gegeben. Nur diese Tore, nicht aber diejenigen mit zwei Durchfahrten von 1875 und später unter der Regierung des ersten Deutschen Kaisers Wilhelm I. hat und kann der 1865 verstorbene Hofarchitekt Stüler entworfen haben. Daß das heutige Friedländer Tor nicht „1857–1862“ erbaut wurde, sichert schon die Jahresangabe „1875“ auf dem Entwurf.



Fotos: Königsberger Expreß (rechts), Archiv

Einst und jetzt: Die Skulptur nach ihrer Restaurierung (rechts) und ein Vorkriegsfoto aus „Königsberg damals und heute“

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied und Familienfreunde,

beginnen möchte ich heute mit einem Brief, der keinen Wunsch enthält, der es aber wert ist, daß ihn alle lesen. Denn er spricht eine Anerkennung aus, die sich unsere ganze Ostpreußische Familie verdient hat. Er kommt aus Chile, geschrieben von einem Deutschen, der dort im Süden des Landes eine Konditorei betreibt. Kein Ostpreuße, kein Vertriebener, aber **Hugo Roggendorf Vennedey** hält seit einem Jahr unsere Zeitung und ist von ihr sehr angetan. Und dann entdeckte er plötzlich unsere Kolumne. Er hatte bis dahin über sie hinweg gelesen, weil er glaubte, ich spräche nur die „lewe Landslied“ an, sie sei also intern für die Ostpreußen und im Dialekt geschrieben. "Bald stellte ich aber fest, daß er auch hochdramatische Einzelschicksale beinhaltet, sicherlich mit großer Kenntnis, gestützt auf ein sorgfältig geführtes Archiv. Ich bin gebürtiger Rheinländer aus Mönchengladbach, aber in Bayern habe ich wunderbare Kindheits- und Jugendjahre verbracht, an die ich mich gerne erinnere. Richtig kennengelernt habe ich die Ostpreußen erst, seitdem ich die *PAZ* beziehe, und zolle Ihnen, liebe Frau Geede, und allen Ihren Landsleuten meine höchste Hochachtung. Die Opfer, die sie so ungerechterweise erleiden mußten, die vielen Verleumdungen und gemeinen Demütigungen finden wohl kaum ihresgleichen in der Geschichte. Außerdem ist es gar nicht genug anzuerkennen, wie die Vertriebenen, die so willkürlich auseinandergerissen wurden, jetzt bis ins hohe Alter und über Generationen hinweg zusammenhalten. Der Grund meines Schreibens ist, liebe Frau Geede, Ihnen dies mitzuteilen.“ Und für mich Grund genug, es hier weiterzugeben an alle, an die es gerichtet ist. Mit einem herzlichen Dank und Gruß an den Absender im fernen Chile.

Mich macht aber nachdenklich, daß manche Neuleser glauben könnten – wie ja dieses Beispiel beweist –, daß es sich bei unserer Familie um eine in ostpreußischer Mundart geführte Leserbriefspalte handelt, also um ein „Plachanderstundchen“ ohne Tiefgang. Als ich einmal die „Ostpreußische Familie“ übernahm, wollte ich fort von der Anrede „Liebe Leserinnen und Leser“. Ich muß zugeben, daß es damals eine schmale, nur alle vier Wochen erscheinende Spalte war, die kleine Wünsche erfüllen wollte, aber auch zu einem Bindeglied zwischen unseren oft sehr einsam lebenden Landsleuten werden sollte. Während ich nach einer geeigneten Anrede suchte, las ich in einer stillen Stunde wieder einmal Agnes Miegels wunderbares Gedicht „Über der Weichsel drüben“, in dem ein Ordensritter, ein weißmäntliger Graukopf, die niederdeutschen Siedler aus seiner Heimat mit dem Schrei „Landslüd, Landslüd“ begrüßte. Ich dachte: Ist es nicht heute so ähnlich? Wenn Landsleute sich plötzlich wiedersehen, die vertraute Sprache hören, die Stimme der Heimat vernehmen? Wie haben wir diese Freude oft auf unseren Treffen gespürt, auch bei unvermuteten Begegnungen – warum sollte sie nicht auch beim Lesen unserer Kolumne lebendig werden? So wählte ich die Anrede „Lewe Landslied“ in unserer niederpreußischen Mundart, und sie fand Gefallen. Aber dann erweiterte sich unser Aufgabengebiet immer mehr, der Leserkreis wurde größer, die Fragen und Wünsche sprengten den vorgegebenen Rahmen aufgrund der wachsenden Erfolge, und so setzte ich „und Familienfreunde“ hinzu. Es kamen schon öfters Zweifel vor allem bei Neulesern auf, ob wir unsere Spalte nicht umbenennen sollten, zumindestens in „Preußische Familie“ – aber wir haben uns bislang dagegen gewehrt. Die „Ostpreußische Familie“ ist unter diesem Namen aufgrund der wohl einmalig zu nennenden aktiven Mitarbeit unserer Leserinnen und Leser zu einer Art Institution geworden, weltweit bekannt und anerkannt, eine Art Markenzeichen für intensive und erfolgreiche Sucharbeit, und ich glaube, so sollte es auch bleiben.

Das breite, bunte Spektrum der Wünsche und Fragen bestimmt auch unsere heutige Ausgabe. Zuerst eine Vermißtensuche, denn die brennen mir aus Zeitgründen immer sehr unter den Nägeln. Es geht um eine Königsbergerin, deren Schicksal für die überlebenden Schwestern bis heute ungeklärt ist. Die Familie **Klatt** wohnte in der Knochenstraße 58, nach der Ausbombung Rudauer Weg 14. Als die Russen kamen, war Tochter **Hildegard** mit ihrer Dienststelle in Pillau-Neutief, Mutter **Lina** Klatt hauste mit ihren Töchtern **Gertrud** und **Charlotte** in Königsberg-Charlottenburg in den Trümmern. Am 27. August 1948 verhungerte die Mutter und wurde in einem Splittergraben zur letzten Ruhe gebettet. Kurz darauf kam Tochter Gertrud in die „Barmherzigkeit“. Als sie nach einem halben Jahr entlassen wurde, suchte sie ihre Schwester Charlotte, die schon sehr schwächlich gewesen war, aber nirgends fand sich eine Spur. Gertrud kam 1948 mit einem Transport in die damalige DDR, Hildegard wohnte seit 1946 in Hannover. Heute leben beide Schwestern zusammen in Altenburg, aber das ungeklärte Schicksal ihrer Schwester Charlotte läßt ihnen keine Ruhe. Sie haben alle begehbaren Suchwege beschritten, aber es gab auch nicht den kleinsten Hinweis. Nun hoffen die Schwestern Klatt auf unsere Familie. Vielleicht können sich Königsberger noch an Charlotte Klatt, * 25. Februar 1924, erinnern, waren mit ihr vielleicht in einem Krankenhaus oder anderswo zusammen, wissen etwas über ihr Ende? Die Schwestern wären sehr glücklich über jede Zuschrift (Gertrud und Hildegard Klatt, Stiftsgraben 20 in 04600 Altenburg, Telefon 0 34 47 / 50 90 14 und 0 34 47 / 89 22 49).

Ruth Geede Foto: privat

Leichter wird die Spur zu verfolgen sein, die zu **Christel Baltrusch** führen soll – allerdings wird sie erschwert durch das Fehlen von Ortsangaben und Daten. Der Name weist jedenfalls einwandfrei nach Ostpreußen, auch die Tatsache, daß Christel mit ihrer Mutter und Schwester Waltraut als Flüchtlinge im holsteinischen Poggensee, Kreis Herzogtum Lauenburg gelandet waren. Die damals etwa 21jährige arbeitete von 1949 bis 1952 auf dem Bauernhof von **Bernhard** und **Brigitte Winterberg** in Mannhagen. Deren 1947 geborene Tochter **Brigitta** hat das Flüchtlingsmädchen sehr geliebt, so daß sie sich noch heute an Christel Baltrusch erinnert und hofft, sie durch uns zu finden. Die Familie Baltrusch zog in den 50er Jahren ins Rheinland. Es ist anzunehmen, daß Christel durch Heirat einen anderen Namen trägt. Und wenn nicht sie, dann liest vielleicht ihre Schwester **Waltraut** diesen Suchwunsch oder jemand aus unserm Leserkreis gibt einen brauchbaren Hinweis (Brigitta **Lehmitz**, Am Rensemoor 9 in 23909 Ratzeburg, Telefon 0 45 41 / 87 80 35).

Es ist schon so: Je älter man wird, desto lebendiger wird die Kindheit, und die bedeutet für uns „Ostpreußen“. So geht es auch unserm Landsmann **Friedrich Kurreck**, der trotz seiner 91 Jahre immer wieder „nach Hause“ fährt, und das Heimatgefühl steigt schon auf, wenn er die ersten Störche sieht, die sich um die von Menschen willkürlich gezogenen Grenzen nicht kümmern. Bei den Mitreisenden findet er da manchmal wenig Verständnis – aber bei uns, lieber Herr Kurreck, und wir helfen Ihnen auch gerne bei der Suche nach ehemaligen Mitschülern, die hoffentlich so rege sind wie Sie. Herr Kurreck weiß sogar noch ihre Namen – bitte schön, nach 75 Jahren, denn sie wurden Ostern 1931 aus der Mittelschule Saalfeld entlassen. Es sind dies aus Saalfeld: **Hedwig Blumstein**, **Margarete Kübler**, **Lotte Grade**, **Ursula Munter**, **Hanna Kötzing**, **Ursula Neumann** und **Gerda Stobbe**. Dann **Ewald Dziomba** aus Kuppen / Abbau, **Kurt Hermann** aus Kunzendorf, **Helmut Kerbein** aus Weinsdorf, **Erwin Krause** aus Miswalde, sowie **Horst Neudecker** und eine Mitschülerin **Weidemann** oder **Weidner**. Ein in der Nähe wohnender Mitschüler von Herrn Kurreck ist kürzlich verstorben, das veranlaßte ihn zu dieser Suche. Nicht nur er, sondern auch seine Mitschülerin **Anna Hiersemann** aus München würde sich über Meldungen von Ehemaligen oder deren Angehörigen freuen (Friedrich Kurreck, Liebigstraße 25 in 63069 Offenbach).

Und nun noch eine persönliche Bitte: Lewe Landslied, Ihr habt mich mit einer von mir nie erwarteten Fülle von Glückwünschen zu meinem 90. Geburtstag so überrascht, daß ich immer noch etwas hilflos vor dem Korb sitze – es ist tatsächlich ein voller geworden, wie mir prophezeit wurde! – und nicht weiß, wie und wann ich all die lieben Grüße und Wünsche beantworten soll. Es ist wirklich, als hätte ganz Ostpreußen gratuliert, die Stimme der Heimat hat einen liebevollen Ausdruck in Gedichten und Gleichnissen gefunden, ihr Gesicht sieht mich so vertraut aus Zeichnungen und Abbildungen an, daß ich nicht anders kann, als daraus eine „Extra-Familie“ zu gestalten, um alle Leserinnen und Leser daran teilnehmen zu lassen. Da aber immer noch Zuschriften kommen, muß ich noch ein wenig warten. Außerdem sind in manchen Glückwünschen auch eigene Wünsche enthalten – mit der Bitte um Veröffentlichung –, da muß ich also sehr genau sondieren! So kann ich vorerst nur meinen ersten Dank durch einen zweiten ergänzen!

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede



ZUM 101. GEBURTSTAG
Burnus, Martha, geb. Rogalla, aus Allenstein, jetzt Franziskushaus, Luisental 21, 45468 Mühlheim an der Ruhr, am 9. März

ZUM 100. GEBURTSTAG
Glaß, Richard, aus Aweyden, Kreis Sensburg, jetzt DRK-Altenzentrum, Rühmkorffstraße 7-9, 31582 Nienburg, am 11. März
Olden, Grete, geb. Karrasch, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Seniorenheim, 31164 Klein Wanzleben, am 9. März

ZUM 98. GEBURTSTAG
Jurkutat, Ella, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Käthe-Kollwitz-Straße 116, 04600 Altenburg, am 10. März
Poßin, Ewald, aus Herdenau, Kreis Elchniederung, jetzt Vogelweiderstraße 40, 94036 Passau, am 7. März

ZUM 97. GEBURTSTAG
Neumann, Elisabeth, geb. Kaminski, aus Partheinen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Markgrafenstraße 5, 47475 Kamp-Lintfort, am 9. März

ZUM 96. GEBURTSTAG
Gollan, Agnes, geb. Preilowski, aus Neudims bei Bischofsburg, Kreis Rößel, jetzt Herbertstraße 43, 47809 Krefeld-Oppum, am 2. März
Hoth, Sabine, geb. Hoth, aus Goldbach, Garbeningken, Kreis Wehlau, jetzt Feldstraße 1, 63329 Egelsbach, am 6. März
Meier, Charlotte, geb. Schlicht, aus Königsberg, Grünhofferweg 5, jetzt Hilgenbrinkerstraße 19, 48356 Nordwalde, am 6. März
Plaumann, Ilse, aus Königsberg, jetzt Theodor-Neubauer-Straße, 06130 Halle, am 8. März

ZUM 95. GEBURTSTAG
Baumgartner, Annemarie, geb. Weber, aus Wehlau, Kreis Wehlau, jetzt Im Tiergarten 15, 78465 Konstanz, am 6. März
Hartwich, Anna, geb. Vongehr, aus Kreis Elchniederung, jetzt Blumenstraße 50, 42655 Solingen, am 9. März
Knaps, Fritz, aus Königsfließ, Kreis Lötzen, jetzt Wittholzstraße 35, 32257 Bünde, am 11. März
Stutt, Ewald, aus Lentenbude, Kreis Elchniederung, jetzt Blumenstraße 50, 42655 Solingen, am 9. März

ZUM 94. GEBURTSTAG
Arlinck, Annelies, geb. Alder, aus Lyck, Hindenburgstraße 52, jetzt Haus Mangfall, Obere Breitensteinstraße 2, 83059 Kolbermoor, am 9. März
Baltz, Ella, geb. Engelke, aus Inse, Kreis Elchniederung, jetzt Franz-Schubert-Straße 32, 26919 Brake, am 10. März
Meier, Erna, geb. Radtke, aus Sanditten, Götzendorf, Kreis Wehlau, jetzt Friedrich-Hebbel-Weg 13, 24601 Wankendorf, am 11. März
Merchel, Ida, geb. Fortak, aus Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt Steinbrink 15, 32758 Detmold, am 6. März
Plaga, Ida, aus Rodefeld, Kreis Ortelsburg, jetzt Marderstraße 1, 33378 Rheda-Wiedenbrück, am 12. März
Stiebel, Gertrud, geb. Bader, aus Liebstadt, Kreis Mohrungen, jetzt ul. Michiewicza 2, PL 14-310 Milakowo am 6. März

ZUM 93. GEBURTSTAG
Abramzik, Walter, aus Leunau, Kreis Ortelsburg, jetzt Eisenbahnstraße 23, 64584 Biebesheim, am 11. März
Behrens, Ella, geb. Naujok, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt Winkel 11, 38327 Semmenstedt, am 11. März
Kellner, Käthe, aus Lyck, jetzt Brambusch 280, OT Rolfshagen, 31749 Auetal, am 7. März
Lind, Walter, aus Lötzen, jetzt Hugo-Beyerle-Straße 33, 71263 Weil der Stadt, am 6. März
Preuß, Horst, aus Jesken, Kreis Treuburg, jetzt Am Buchholz 17, 56729 Wanderath, am 9. März

ZUM 92. GEBURTSTAG
Schibilla, Edith, geb. Stahr, aus Brittanien, Kreis Elchniederung, jetzt Gemünder Straße 29, 53937 Schleiden, am 12. März
Stuhlemmer, Anna, geb. Kalinka, aus Scharfeneck, Kreis Ebenrode, jetzt Bergstraße 10, 25926 Ladelund, am 10. März
Tonn, Ruth, geb. Sakowski, aus Lützen, jetzt Seniorenzentrum, Schieferweg 29, 85653 Aying, am 11. März
Wengorsch, Otto, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Martinusstraße 19, 29549 Bad Bevensen, am 9. März

ZUM 91. GEBURTSTAG
Bajohr, Elfriede, geb. Barteit, aus Karkeln, Kreis Elchniederung, jetzt Buchenstraße 21, 49808 Lingen, am 6. März
Behrens, Elfriede, geb. Goritz-Schulz, aus Ziegelberg, Kreis Elchniederung, jetzt Großschmiedestraße 41-43, 23966 Wismar, am 9. März
Bergmann, Georg, aus Burdungen, Kreis Neidenburg, Wiener Straße 86, 64287 Darmstadt, am 9. März
Birrei, Martha, geb. Steffner, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Lengender Straße 3 b, 08468 Reichenbach, am 5. März
Borrmann, Johanna, geb. Poschinski, aus Tutschen, Kreis Ebenrode, jetzt Heinrich-Heine-Straße 1 b, 98617 Meiningen, am 5. März
Faak, Irene, geb. Schulz, aus Schalteck, Kreis Elchniederung, jetzt Tempelhofer Straße 102, 30853 Langenhagen, am 8. März
Grasteit, Willy, aus Antonswiese, Kreis Elchniederung, jetzt Dr.-Joh.-Heidenhain-Straße, 83301 Traunreut, am 6. März
Heinrich, Anna, geb. Nitschmann, aus Soginten, Kreis Ebenrode, jetzt Brüderstraße 16, 32423 Minden, am 9. März
Kirschning, Walter, aus Demmen, Kreis Elchniederung, jetzt Tempelhofer Straße 102, 30853 Langenhagen, am 8. März
Ollesch, Friedrich, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Nindorfer Moorweg 40, 21354 Bleckede, am 11. März
Pelka, Wilhelm, aus Muschaken, Kreis Neidenburg, jetzt Noldeweg 1, 25813 Husum, am 10. März
Roth, Dorothee, geb. Groell, aus Königsberg, jetzt Seniorenheim Rotes Kreuz, Falkenstraße 14, 93309 Kelheim, am 8. März
Soboll, Martha, geb. Skiendziel, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Dorfstraße 66, 24857 Fahrdorf, am 8. März
Warda, Charlotte, geb. Nilewski, aus Dimmern, Kreis Ortelsburg, jetzt Hartenbrakenstraße 46, 30659 Hannover, am 7. März

ZUM 90. GEBURTSTAG
Komm, Hildegard, geb. Kremski, aus Biothen, Kreis Wehlau, jetzt Koselau-Ost 7, 23738 Koselau, am 9. März
Kowalski, Erika, geb. Skonietzki, aus Chorapp, Schönw., Kreis Neidenburg, jetzt Rüsingstraße 12, 44894 Bochum, am 3. März
Kroll, Hilde, geb. Pannek, aus Heinrichsdorf, Kreis Neidenburg, Am Krausen Baum 40, 50321 Brühl, am 3. März
Pallagst, Helmut, aus Demmen, Kreis Elchniederung, jetzt Ronnenberger Straße 26, 30459 Hannover, am 10. März
Sonnenberg, Lisette, aus Gr. Grobien/Darkehmen, jetzt Mühlenstraße 62, 41460 Neuss, am 12. März
Strauch, Mimi, geb. Malkowski, aus Magdalenz, Kreis Neidenburg, jetzt Rüdersdorfer-Straße 61, 15569 Woltersdorf, am 7. März

ZUM 85. GEBURTSTAG
Dröse, Willi, aus Stobingen, Kreis Wehlau, jetzt Dollartweg 21, 30851 Langenhagen, am 6. März
Galka, Erna, geb. Bially, aus Farienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Ursulastraße 52, 33335 Gütersloh, am 6. März
Gallmeister, Otto, aus Herzogskirchen, Kreis Treuburg, jetzt Nibelungenstraße 18, 64625 Bensheim, am 7. März
Günther, Heinz, aus Seubersdorf, Kreis Osterode, jetzt Badener Ring 26, 72768 Reutlingen, am 9. März
Kass, Helga, geb. Rohde, aus Neidenburg, Deutsche Straße 26, jetzt Kölner Straße 74-84 / App. 910 A, 50321 Brühl, am 8. März
Kempas, Viktor, aus Kreis Elchniederung, jetzt Gartenstraße 38 A, 13127 Berlin, am 7. März
Kreutzberger, Käthe, aus Kühnen, Kreis Schloßberg, jetzt Junkeräckerstraße 6, 75305 Neuenbürg, am 27. Februar
Lucka, Helene, geb. Merchel, aus Burdungen, Kreis Neidenburg, jetzt Steinruther Straße 15, 58093 Hagen, am 7. März
Luschnat, Lucie, geb. Tetzlaff, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt Weltersbach 78 / App. 214, 42799 Leichlingen, am 7. März
Manske, Ilse, geb. Reimer, aus Sköpen, Kreis Elchniederung, jetzt Scheffelstraße 51, 68259 Mannheim, am 11. März
Przetak, Hildegard, geb. Moll, aus Ortelsburg, jetzt Riegerbusch 164, 58091 Hagen, am 9. März
Prostka, Heinrich, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Gartenstraße 18, 19370 Parchim, am 7. März
Reiners, Edith, geb. Deiwiks, aus Memel, jetzt Hünertshagen 35, 28755 Bremen, am 9. März
Roeger, Erika, geb. Michalzick, aus Kalthagen, Kreis Lyck, jetzt OT Silberborn, Sonnenhang 2, 37603 Holzminden, am 7. März
Schmidt, Helene, aus Schenkenhagen, Kreis Ebenrode, jetzt Wiesenstraße 2. App. 225, 38102 Braunschweig, am 6. März
Tischner, Helene, aus Rundfließ, Kreis Lyck, jetzt Bahnhofstraße 12 C, 04874 Belgern, am 10. März
Westphal, Walter, aus Deschen, Kreis Elchniederung, jetzt Meeschestraße 25, 31246 Lahstedt, am 10. März
Widenka, Erna, geb. Herrmann, aus Kalkhof, jetzt Neckarstraße 26, 28199 Bremen, am 6. März
Zientz, Horst, aus Seehag, Kreis Neidenburg, jetzt In den Kiefern 6 a, 28790 Schwanewede, am 12. März

ZUM 80. GEBURTSTAG
Bell, Elfriede, geb. Sadowski, aus Treudorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Eschenweg 21, 40723 Hilden, am 8. März
Boelter, Elfriede, geb. Waschkewitz, aus Eichensee, Kreis Lyck, jetzt Heidelberger Straße 9, 45886 Gelsenkirchen, am 8. März
Bukowski, Heinz, aus Gehlenburg, Abbau, Kreis Johannisburg, jetzt Birkenweg 64, 25486 Alveslohe-Kaden, am 6. März
Dmoch, Dietrich, aus Drygallen (Driegelsdorf), Kreis Johannisburg, jetzt Lauenburger Straße 9, 21514 Büchen, am 5. März
Donder, Hans, aus Seebrücken, Kreis Lyck, jetzt Buchenstraße 54, 42283 Wuppertal, am 11. März
Dresen, Edith, geb. Kaselowski, aus Argemünde, Kreis Elchniederung, jetzt Burggrafenstraße 5, 53489 Sinzig, am 12. März
Dürselen, Wolfgang, aus Taplacken, Kreis Wehlau, jetzt Anna-Siemsen-Straße 25, 07745 Jena, am 7. März
Erwin, Gerda, geb. Lenz, aus Gimmendorf, Kreis Neidenburg, jetzt Döllnitzer-Straße 2, 39629 Bismark, am 11. März
Faber, Gerda, geb. Friese, aus Krossen, Kreis Preußisch Holland, jetzt Schneebergstraße 105, 12257 Berlin, am 7. März
Franck, Brigitte, geb. Prawitz, aus Wehlau, Klosterstraße, Kreis Wehlau, jetzt Rosenstraße 6, 23714 Malente, am 10. März
Fritz, Erna, geb. Kessler, aus Großwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Pflegeheim, Sprengenborgstraße 344, 03119 Wolzow, am 6. März
Gollub, Eva, aus Eibenau, Kreis Treuburg, jetzt Klausingring 7, 13627 Berlin, am 6. März
Gollub, Werner, aus Moschnen, Kreis Treuburg, jetzt Wernerstraße 135, 59379 Selm, am 6. März
Grasmann, Elfriede, geb. Broszeit, aus Pötschwalde, Kreis Gumbinnen, jetzt Heimfelder Straße 55, 21075 Hamburg, am 9. März
Groth, Hildegard, geb. Zwiesler, aus Klein Rauschen, Kreis Lyck, jetzt Scheffelstraße 18, 24118 Kiel, am 8. März
Gutzeit, Horst, aus Petersdorf, Kreis Wehlau, jetzt Lerchenstraße 72, 73650 Winterbach, am 8. März
Hellmer, Heinz, aus Schönlinde, Kreis Heiligenbeil, jetzt In den Eichen 9, 38162 Bremlingen, am 11. März
Hofmann, Erika, geb. Ballnus, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Hintere Straße 59, 70734 Fellbach, am 12. März
Hofmeister, Anneliese, geb. Liedtke, aus Tapiau, Schleusenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Josef-Alberstötter-Ring 24, 85283 Wolnzach, am 6. März
Horstmann, Egon, aus Segertswalde, Kreis Mohrungen, am 8. März
Klare, Elfriede, geb. Schulz, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Goethestraße 10, 34434 Bergentreich, am 2. März
Mantwill, Herbert, aus Rautersdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Kettelerstraße 2, 59394 Nordkirchen, am 10. März
Mehnert, Elfriede, geb. Jopp, aus Auglitten, Kreis Lyck, jetzt Wiesenweg 33, 47661 Issum, am 6. März
Oswald, Erika, geb. Bludau, aus Ortelsburg, jetzt Eichelhäherstraße 24, 13505 Berlin, am 10. März
Pallasdies, Horst, aus Klein Heinrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Niederrheinstraße 108, 41472 Neuss, am 8. März
Piper, Hertha, geb. Hilper, aus Baringen, Kreis Ebenrode, jetzt Lerchenweg 10, 24647 Wasbeck, am 3. März
Pogoda, Werner, aus Lyck, jetzt Hohlstraße 22, 41747 Viersen, am 10. März
Rapelius, Hans-Joachim, aus Sonnau, Kreis Lyck, jetzt Kaulberg 9, 96132 Schlüsselfeld, am 9. März
Rogalla, Anna, geb. Luka, aus Seehag, Kreis Neidenburg, jetzt Heinrich-von-Gagern-Straße 49, 67549 Worms, am 6. März
Rollmann, Erika, geb. Hein, aus Mamalienhof, Kreis Ebenrode, jetzt Mühlenstraße 55, 23936 Grevesmühlen, am 7. März
Schulz, Elisabeth, geb. Andresen-Emden, aus Ortelsburg, jetzt Im Walde 7, 30900 Wedemark, am 9. März
Schulz, Liesbeth, geb. Breißlein, aus Leegen, Kreis Ebenrode, jetzt Hirschbergstraße 18, 69493 Hirschberg, am 10. März
Stomberg, Alma, geb. Bormann, aus Haselberg, Kreis Schloßberg, jetzt Glückstraße 35, 53229 Bonn, am 5. März
Szogas, Erika, geb. Diehl, aus Reimannswalde, Kreis Treuburg, jetzt Frankfurter Straße 74, 61231 Bad Nauheim, am 7. März
Schneider, Helene, geb. Bodem, aus Schöntal, Kreis Goldap und Wolfsee-Siedlung, Kreis Lötzen, jetzt Ohlendiek 6, 23569 Lübeck, am 7. März
Urban, Reinhold, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Marktplatz 8, 71691 Freiberg, am 11. März
Winter, Hedwig, aus Rogallen, Kreis Lyck, jetzt Meldauer Weg 86, 27283 Verden, am 8. März
Zabel, Werner, aus Ortelsburg, jetzt Hoppenstraße 14, 32457 Porta Westfalica, am 12. März
Zander, Erika, geb. Haaszio, aus Bergwalde, Kreis Lötzen, jetzt Südring 16 a, 39288 Burg, am 7. März
Zimmermann, Elfriede, geb. Matzdorf, aus Adlersdorf, Kreis Lötzen, jetzt Dorfstraße 29, 09623 Nassau, Frauenstein, am 6. März

Suche nach Wurzeln

Erinnerungen eines Insterburgers

Nach 40 Dienstjahren als Lehrer für Kunst und Deutsch hat Klaus Marczinowski viel Zeit, sich seiner Wurzeln zu besinnen. Er, der 1940 in Insterburg geboren wurde, lebt heute in Gröningen in der Nähe von Halberstadt und ist dort heimisch geworden. Immer wieder aber erinnert er sich an die Erzählungen seiner Mutter von zu Hause, von Ostpreußen. Was liegt da näher, als selbst einmal auf Reisen zu gehen. Nach „Die Tasche des Lehrers oder Lohnt es sich gelebt zu haben?“ legt er nun dem zweiten Band seiner Erinnerungen vor. Es ist Unterhaltsam und kurzweilig zu lesen. ***o-n***

Klaus Marczinowski: „Wo die Seele lebt oder Die späte Reise in das nördliche Ostpreußen“, Eine autobiographische Erzählung, die in Ostpreußen ihren Anfang nimmt“, Band II, Dr. Ziethen Verlag, Oschersleben, 240 Seiten, sw Abb., gebunden, 20,40 Euro.

Goldenes Ehrenzeichen

Alfred Wermke erblickte am 14. Dezember 1928 in Stallupönen / Ostpreußen das Licht der Welt. Unter dramatischen Umständen mußte er 1945 aus der Heimat fliehen. Das Leben seiner Familie hing dabei in vielen Situationen am seidenen Faden. Nach Lehre und Meisterprüfung arbeitete Alfred Wermke einige Jahre im Geschäft seines Vaters. Im Göttinger Stadtteil Holtensen gründete er schließlich einen Fleischereibetrieb mit Nebentätigkeit auf dem Wochenmarkt in Göttingen.

Alfred Wermke hat in einer ganzen Reihe von Organisationen und Verbänden verantwortungsvolle ehrenamtliche Tätigkeiten übernommen. So war er Mitglied des Aufsichtsrates der Fleischereinkaufsgenossenschaft des Vorstands der Innungskrankenkasse sowie Vorstandsmitglied der Schlachthofgesellschaft. 20 Jahre lang war Wermke zudem Obermeister der Fleischerinnung. Im Schützenwesen der Stadt Göttingen konnte er maßgeblich in ehrenamtlicher Verantwortung wirken. 30 Jahre lang war er Vorsitzender der Göttinger Schießgemeinschaft „Scharnhorst“. Für seine Verdienste erhielt er die seltene Auszeichnung des Ehrenrings der Schießgesellschaft 1863 Göttingen verliehen.

Alfred Wermke ist seit 1988 der 1. Vorsitzende der örtlichen Gruppe Göttingen Stadt und Land e. V. der Landsmannschaft Ostpreußen. In den achtzehn Jahren seiner Tätigkeit hat er die Gruppe in hervorragender und verantwortungsvoller Weise geführt.



In besonderem Maße hat Wermke die jährlich stattfindenden Ehrenmalfeiern unter Mitarbeit des Vorstandes organisiert und sich bei den Feierstunden im Göttinger Rosengarten und auf dem Kasernengelände in Osterode verantwortlich gezeigt. Um das Gedenken an die Toten beider Weltkriege aufrecht und zu erhalten, finden alljährlich ökumenische Gottesdienste an verschiedenen Orten statt.

Die Aktivitäten, die die örtliche Gruppe Göttingen in jedem Jahr durchführt, wie zum Beispiel die Weihnachtsfeier, die Kurzfahrten mit den Mitgliedern, die Filmvorträge über Ostpreußen, die Grillnachmittage und das jährliche Grützwurstessen, werden mit großem Einsatz von Alfred Wermke begleitet. Die alljährlichen Fahrten nach Ostpreußen und im Jahre 2005 nach Schlesien sind außergewöhnliche Ereignisse, die Wermke mit großer Freude und Sorgfalt organisiert.

Alfred Wermke ist darüber hinaus seit über 26 Jahren Vorsitzender der Schülergemeinschaft des Gymnasiums in Stallupönen. Die ehemaligen Schüler treffen sich alljährlich zu Schultreffen an einem verlängerten Wochenende. Die Organisation dieser Schultreffen, die in jedem Jahr an einem anderen Ort stattfinden, liegt in den Händen von Wermke, der zu diesem Anlaß alljährlich auch eine Broschüre herausgibt.

Für sein langjähriges ehrenamtliches Engagement ist Alfred Wermke vor einigen Jahren mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden.

In Würdigung seiner außergewöhnlichen Leistungen und seines Einsatzes für Ostpreußen verleiht die Landsmannschaft Ostpreußen Herrn Alfred Wermke das

Goldene Ehrenzeichen

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Sonnabend, 18. März, Fahrt in den „Blauen Frühling" mit einigen Überraschungen. Nähere Informationen bei Rosemarie S. Winkler, Telefon (0 62 81) 81 37.

Esslingen – Donnerstag, 16. März, 15 Uhr findet im Waldheim auf dem Zollberg in Esslingen der Monatstreff statt. Thema: „Reparationszahlungen nach dem Ersten Weltkrieg und ihre Folgen".

Reutlingen – Sonnabend, 11. März, 14 Uhr, Jahreshauptversammlung mit Neuwahlen des Vorstandes im „Treffpunkt für Ältere", Gustav-Werner-Straße 6. Programmübersicht: Kaffeetafel, Begrüßung und Rechenschaftsbericht des 1. Vorsitzenden, Totenehrung, Ehrungen, Bericht der Leiterin der Frauengruppe, Aussprache, Neuwahl des Vorstandes. Anschließend gibt es ein Grützwurstessen mit Sauerkraut, zubereitet von den Damen des Vorstandes. Gäste sind herzlich willkommen.

Stuttgart – Freitag, 14. März, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe mit Frau Lüttich im Haus der Heimat, Kleiner Saal. Frühlings- und Osterbräuche werden erläutert.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Augsburg – Mittwoch, 8. März, 14 Uhr, Frauennachmittag in den „Zirbelstuben".

Ansbach – Sonnabend, 18. März, 15 Uhr, Diavortrag von Helmut Schatz in der Orangerie. Thema des Vortrags ist die Restaurierung der Kirche in Mühlhausen.

Bamberg – Mittwoch, 18. März, 16 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Tambosi, Promenade.

Hof – Sonnabend, 11. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Restaurant am Kuhbogen.

Ingolstadt – Sonntag, 12. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Bonschab, Münchner Straße 8.

Landshut – Dienstag, 7. März, 14 Uhr, Treffpunkt Stadtresidenz. Dort läuft zur Zeit die Ausstellung „Landshut – 800 Jahre".

Nürnberg – Freitag, 10. März, 15 Uhr Treffen in den „Tucherstuben" am Opernhaus. Mitglied Gerda Harz berichtet von ihrer Wanderung zur Ostpreußenhütte bei Werfen am Hochkönig in Österreich.

Ulm/Neu-Ulm – Donnerstag, 16. März, 14.30 Uhr, gemütlicher Nachmittag in den „Ulmer Stuben".



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Geschäftsführung: Telefon (0 30) 23 00 53 51, Deutschlandhaus, Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

HEIMATKREISGRUPPEN

Rastenburg – Sonntag, 12. März, 15 Uhr, Treffen im Stammhaus, Rohrdamm 24 B, 13629 Berlin. Anfragen an Herbert Brosch, Telefon 8 01 44 18.

Tilsit-Stadt, Tilsit-Ragnit – Sonnabend, 18. März, , 15 Uhr, 15 Uhr, Ratsstuben JFK, Am Rathaus 9, 10825 Berlin. Anfragen Tilsit: Heinz-Günther Meyer, Telefon 2 75 18 25, Ragnit: Emil Drockner, Telefon 8 15 45 64.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Freitag, 17. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Barlach-Haus.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Freitag, 17. März, 15 Uhr Jahreshauptversammlung der Landesgruppe im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (S-Bahn Stadthausbrücke). Alle Bezirksgruppen- und Heimatkreisgruppenleiter mit ihren Delegierten sind herzlich eingeladen.

HEIMATKREISGRUPPEN

Elchniederung – Mittwoch, 15. März, 15 Uhr, Kulturnachmittag in den „ETV-Stuben", Bundesstraße 96, Ecke Hohe Weide, Eimsbüttel (U-Bahn Christuskirche). Mit Rückblick auf das letzte Jahr und Entlastung des Kassenwarts. Wir möchten mit Musik, frohen Liedern und ein paar Vorträgen der Heimat gedenken und schon den Frühling begrüßen. Der Eintritt ist frei, Freunde und Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Ruth Rehn (0 40) 7 50 97 47.

Heiligenbeil – Sonntag, 26. März, 14 Uhr lädt die Heimatkreisgruppe alle Mitglieder und Freunde in und um Hamburg, zu ihrem Frühlingsfest in den Seniorentreff, Am Gojenboom 30, Hamburg ein. Sie erreichen den Seniorentreff mit der U-Bahn-Linie 3 Richtung Mümmelmannsberg bis Horner Rennbahn, Ausgang Am Gojenboom. Kostenbeitrag für Kaffee und Kuchen 3 Euro. Anmeldung bis spätestens 24. März bei Landsmann Konrad Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 7. März, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstraße 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Bergstraße – 17. März, 38. Preußische Tafelrunde im Hotel Am Bruchsee, Heppenheim. Die Veranstaltung steht unter dem Thema: Emil von Behring (1884 bis 1917). Referentin ist Waltraud von Schaewen-Scheffler. Als Gericht gibt es Kohlrouladen bürgerlicher Art mit Specksoße und Salzkartoffeln (Nachtisch: rote Grütze mit Vanillesoße), Preis: 10,80 Euro.

Darmstadt – Sonnabend, 18. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Bürgersaal des Luise-Büchner-Hauses (EKZ), Grundstraße 10, Neu-Kranichstein. Im Anschluß an die Kaffeetafel referiert Fritz Hosse von der Kriminalpolizeilichen Beratungsstelle zum Thema „Wie schütze ich mich vor Kriminalität im Alltag".

Frankfurt / Main – Mittwoch, 8. März, 14 Uhr, Spiel-Nachmittag.

Wiesbaden – Beim ersten Monatstreffen dieses Jahr gab es viel zum Schmunzeln. Unter dem Motto: „Masurische Seele" las der gelernte Journalist Heinz Kurt Kays aus eigenen Werken, darunter die Geschichte vom „Rasenden Masur", einer Kleinbahn mit gemächlichem Tempo, die es mit dem Fahrplan nicht so genau nahm. Dann hörte man von einem Landstreicher, dessen Haarläuse ihm zu einem unerwarteten Geldsegen verhalfen, der aber dann doch nicht von Bestand war. Um Mißverständnisse ging es bei der Erzählung „Komplimente für Elsa", denn die Komplimente galten nicht wie von allen vermutet einer masurischen Marjell, sondern am Ende einer prächtigen Trakehner Stute. In seinen Erzählungen, die aus eigener Erfahrung geboren werden, versteht es der in Wallendorf, Kreis Neidenburg, geborene Kays, die vorwiegend heiteren Seiten des masurischen Menschenschlages in humorvoller Weise aufleuchten zu lassen, seien es die schwerfällige Tücke, die tapsige Zärtlichkeit oder die rührende Geduld dieser „speziellen Gattung". Allesamt sind es typische Geschichten von „kleinen Leuten" dieser Landschaft. Mehr als 300 davon wurden bisher in Zeitschriften und Zeitungen abgedruckt. Einige kann man auch in seinem heiteren Büchlein lesen, das unter dem Titel „Brautfahrt auf Eis, Geschichten aus Masuren" erschienen ist. Kontakt: Dieter Schetat, Telefon (0 61 22) 1 53 58.



MECKLENBURG-VORPOMMERN

Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88

Gesamtdeutsche Heimattreffen des Regierungsbezirkes Gumbinnen 2006 – Wie auch in den Vorjahren finden, wie immer, in diesem Jahr zwei Gesamtdeutsche Heimattreffen des Regierungsbezirks Gumbinnen im Landhotel in 19372 Spornitz statt, welches an der B 191 gelegen ist. Das im Frühjahr stattfindende Heimattreffen wird am Sonnabend, dem 29. April 2006, in der Zeit von 10 bis 17 Uhr sein. Den Landsmann erwartet ein der Jahreszeit entsprechendes, auf die Heimat ausgerichtetes kulturelles Programm. Das vorweihnachtliche Treffen wird am Sonnabend, 25. November 2006, in der Zeit von 10 bis 15 Uhr stattfinden. Diese Jahreszeit, die im besonderen schmerzliche Erinnerungen bei den Vertriebenen an die ostpreußische Heimat weckt, wird Anlaß sein, ein besonderes kulturelles Programm zu erstellen und darzubieten. Das Hotel kann entweder mit dem Pkw über die Bundesautobahn 24 und nach deren Verlassen am Abzweig Neustadt-Glewe oder auch mit der Eisenbahn über den Eisenbahnknotenpunkt Ludwigslust erreicht werden. Kaffee und Mittagessen können im Hotel eingenommen werden. Das Hotel verfügt über ausreichend Parkplätze und bietet auch für den Weitgereisten zu Sonderkonditionen eine Unterkunft an. Eine Übernachtung sollte aber rechtzeitig mit Frau Ruck unter Telefonnummer (03 87 26) 8 80 vereinbart werden. Auskunft erteilt Dr. Friedrich-Eberhard Hahn, John-Brinckman-Straße 14 b, 19370 Parchim, Telefon / Fax: (0 38 71) 22 62 38, E-Mail: friedel-hahn@arcor.de.

Anklam – Freitag, 9. März, 18 Uhr, feierliche Eröffnung der Rathaus-Ausstellung. – Sonnabend, 11. März, 10 Uhr, Großes Frühlingstreffen der Ostpreußen 2006 in der Mehrzweckhalle „Volkshaus", Baustraße / Nähe Markt, Anklam. Es ist zugleich das 15jährigen Jubiläum der Heimatarbeit in Anklam. Zu diesem besonderen Anlaß sind alle Landsleute von nah und fern mit Angehörigen und Interessenten herzlich eingeladen. Angesagt hat sich der Sprecher der LO, Wilhelm v. Gottberg, der am 9. März 1991 an der „Wiege" der Gruppe stand. Außerdem werden Erhard und Luise Wolfram, die lange Jahre den Propst-Dienst in Königsberg versahen, von ihrer Arbeit berichten. Kulturelle Höhepunkte sind das Landespolizeiorchester Mecklenburg-Vorpommern und der Ostpreußensänger „BernStein". Die Heimatkreise sind wie immer ausgeschildert. Für das leibliche Wohl mit Mittagessen, Kaffee, Kuchen und Bärenfang ist gesorgt. Es sind genügend Parkplätze vorhanden.

Güstrow – Die erste Zusammenkunft des Jahres war, wie jedes Treffen, sehr gut besucht. Zum Auftakt fand der Kreisvorsitzende Hans-Jürgen Sköries passende Worte der Begrüßung, wobei er auch der Flucht und dem damit verbundenen Leidensweg vieler Menschen gedachte, die vor über 60 Jahren ihre Heimat verlassen mußten. Als Gäste wurden Landesvorsitzender Manfred Schukat und Friedhelm Schülke aus Anklam begrüßt, die jedes Jahr ihre Reisevorhaben bei dieser Gelegenheit vorstellten. Damit verbunden war wieder ein Diavortrag mit den neusten Aufnahmen Ostpreußens. Die Besucher erkannten viele der Motive wieder – entweder weil es ihr altes Zuhause war oder sie schon an einer dieser Busfahrten teilgenommen hatten. In Anschluß gab es Gelegenheit, den Bedarf an neuer Heimatliteratur, Bärenfang oder Königsberger Marzipan zu decken.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Telefon (0 51 36) 43 84

Göttingen – In der Jahreshauptversammlung wurde der 1. Vorsitzende, Alfred Wermke, verabschiedet. Er stellte sein Amt zur Verfügung und mit ihm die Schriftführerin Edith-Ursula Schneider. Beide haben über 18 Jahre für die Gruppe gearbeitet. Alfred Wermke erhielt für seine herausragende Tätigkeit, die er neben seinem Beruf und seinen vielen Ehrenämtern mit beispielloser Hingabe ausgeübt hat, das Goldene Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen. Die Leiterin der Landesgruppe Niedersachsen, Dr. Loeffke, überreichte Wermke diese Auszeichnung. In ihrer Laudatio würdigte sie die Verdienste Wermkes in eindrucksvoller Weise. Er war nicht nur für die Ostpreußen in Göttingen Ansprechpartner und Vertrauter; er ist seit 26 Jahren Vorsitzender der Schülergemeinschaft des ehemaligen Gymnasiums der Stadt Stallupönen in Ostpreußen. Die neue Vorstandsmannschaft stellt sich vor: 1. Vorsitzender ist Werner Erdmann, Stellvertreter Erwin Seidler. Der Schatzmeister Jürgen Drossmann wurde wiedergewählt. Zum Schriftführer wählten die Mitglieder einstimmig Manfred Näth. Drei Beisitzer komplettieren die Mannschaft. Lm. Wermke wurde zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Oldenburg – 40 Gäste besuchten den Nachmittag der Frauengruppe. Bevor man sich den Film „Die letzten Königsberger in Kaliningrad" ansah, wurden noch einige Regularien wie Geburtstagsgrüße, Ansagen von Veranstaltungen und der Tätigkeitsbericht 2005 erledigt. Auf dem Großbild per Beamer konnten alle gut zusehen, wie in einer Reportage das Leben von fünf Personen erzählt wurde, die 1945 in Königsberg geblieben waren und auch später aus den verschiedensten Gründen nicht ausgewiesen wurden oder ausreisen konnten. Sehr gelungene Aufnahmen von Königsberg 1945 und heute veranschaulichten die unglaubliche Veränderung dieser Stadt in gut 50 Jahren. Es waren extra gebürtige Königsbergerinnen da, um diesen Film zu sehen, und sie haben die aufgewendete Zeit nicht bereut. Der gemütliche Teil wurde mit Gesang beschlossen.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Landesgruppe – Sonnabend, 11. März, 10 Uhr, Frühjahrs-Delegierten-, Kultur- und Frauentagung findet wieder in Oberhausen statt. Herr von Leesen hat sich bereit erklärt, einen wichtigen Vortrag (auch für die Gruppenarbeit) zu halten. Gäste sind uns jederzeit herzlich willkommen.

Bielefeld – Mittwoch, 15. März, 9 Uhr, Abfahrt vom Kesselbrink zum Westfälischen Landesmuseum – Landesmuseum für Industriekultur – Dortmund. – Donnerstag, 16. März, 15 Uhr, Literaturkreis in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Ennepetal – Donnerstag, 16. März, 18 Uhr, Treffen in der Heimatstube. – Kurzbericht über die Jahreshauptversammlung am 16. Februar: Wie immer fand die Jahreshautversammlung in unserer Heimatstube in der Grundschule „Wassermaus" in Ennepetal statt. Nachdem die Monatsversammlung zügig in verkürzter Form abgewickelt war, wurde zunächst gemeinsam gegessen. Es gab diesmal Grünkohl mit Mettwurst und Bratkartoffeln, köstlich von der zweiten Vorsitzenden Monika Gräf und ihrer Mannschaft zubereitet. Die Schulleiterin, Frau Schweser, erlaubte uns die Benutzung der Schulküche, in der wir auch gemeinsam essen konnten. Danach übernahm der erste Vorsitzende Gerhard Sadlowski das Kommando. Zunächst mußte ein neuer Vorstand gewählt werden. Da alle Vorstandsmitglieder bereit waren, wieder ein Amt zu übernehmen, konnte die Wahl zügig durchgeführt werden. Der Gesamtvorstand setzt sich wie folgt zusammen: 1. Vorsitzender, Gerhard Sadlowski, einstimmig; 2. Vorsitzende, Monika Gräf, einstimmig; 1. Schriftführer und Pressewart, Lothar Gräf, einstimmig; 1. Schatzmeisterin und Beitragskassiererin, Ingrid Lask; Beitragskassierer, Rudolf Broziewski, Rudi Gerkowski, Max Walendy, einstimmige Blockwahl. Auf eine Wahl des Kulturwartes wird verzichtet. Die Kulturarbeit wird von Rudolf Broziewski sowie Monika und Lothar Gräf übernommen, einstimmig; Frauenwartin, Ursel Broziewski, einstimmig; Beisitzerin, Anna Gudat, einstimmig; Festausschuß, Walter Krahl, Rudolf Broziewski, einstimmige Blockwahl; Kassenprüferinnen, Inge Dietz, Ingrid Fehlert, einstimmige Blockwahl. Die Kassenprüferinnen gehören dem Vorstand nicht an. Sie wurden zum 1. Mal gewählt. Delegierte: Monika Gräf, Lothar Gräf, einstimmige Blockwahl. Alle gewählten Vorstandsmitglieder nahmen die Wahl an. Die dann folgenden wesentlichen Punkte der Jahreshauptversammlung waren der Jahresrückblick und eine Vorausschau auf dieses Jahr. Das herausragende Ereignis im Jahr 2006 für unsere Gruppe war zweifellos die Jubiläumsfeier zum 50jährigen Bestehen der Landsmannschaft Ostpreußen, Gruppe Ennepetal. Der 1. Vorsitzende Gerhard Sadlowski bedankte sich beim Vorstand für die gute Zusammenarbeit. Insbesondere stellte er heraus, daß es durch persönlichen Einsatz vieler gelungen ist, eine ansprechende Jubiläumsfeier zu gestalten. Ferner würdigte er den guten bis sehr guten Besuch zu den Monatstreffs in der Heimatstube, was hauptsächlich ein Verdienst von Monika und Lothar Gräf ist. Vorausschauend wurde wiederum auf die Wichtigkeit der Monatstreffs in der Heimatstube hingewiesen. Bei diesen Treffs wird viel kulturelle Arbeit geleistet und das Zusammengehörigkeitgefühl gestärkt. Vom 25. Juni – 4. Juli findet wieder eine Fahrt nach Ostpreußen statt. Für diese Fahrt sind noch vier Plätze frei, die noch kurzfristig unter der Telefonnummer (0 23 33) 57 66 belegt werden können. Es geht in den nördlichen und südlichen Teil Ostpreußens. Außerdem wird es wieder das Erntedankfest und die Weihnachtsfeier sowie eine Tagesausfahrt im September geben.

Lüdenscheid – Sonnabend, 18. März, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung mit Neuwahlen des Vorstandes und anschließendem Grützwurstessen im Gemeindezentrum der Erlöserkirche. Der kulturelle Teil wird nicht zu kurz kommen. Anmeldungen für das Grützwurstessen bis zum 13. März bei Martha Kurreck, Telefon (0 23 51) 2 57 71 oder Gerhard Ramminger, Telefon (0 23 51) 2 95 51. Bitte Besteck mitbringen.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel. Geschäftstelle: Christine Altermann, Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Landesgruppe – Anfang Februar beging der gebürtige Osteroder Max Duscha bei bester Gesundheit seinen 80. Geburtstag. Viele kamen, um dem Jubilar zu gratulieren, ihm alles Gute zu wünschen und um auch Dank zu

sagen für sein Wirken in der Landesgruppe, deren Kreisvorsitzender er in Leipzig seit 1994 ist. Ebenfalls in Leipzig hat er den Vorsitz die BdV-Kreisverbandes inne und ist stellvertretender Vorsitzender des BdV-Landesverbandes Sachsen / Schlesische Lausitz. Eine Herzensangelegenheit von ihm ist die Verbindung zu seiner Geburtsstadt Osterode. Seit über 40 Jahren reist er mit seiner Familie in die Heimat. Auch pflegt er offizielle Kontakte dorthin als Mitglied verschiedener Gremien und Verbindungsmann zu den Deutschen Vereinen im Kreis Osterode. Für all diese ehrenamtlichen Aktivitäten und seinen großen Einsatz wurde Max Duscha mit dem Goldenen Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen und der Goldenen Ehrennadel der Kreisgemeinschaft Osterode ausgezeichnet. Auch sollten nicht unerwähnt bleiben, daß Duscha den Chor „Lied der Heimat" 1993 in Leipzig mit gründete, und er bis heute mit großer Freude als Bariton dabei ist. In die Schar der Gratulanten reihte sich auch der Vorsitzende der Landesgruppe, Erwin Kühnappel, und seine Stellvertreterin, Dora Arnold, ein. Sie wünschten dem Landsmann alles Gute für sein persönliches Wohlergehen und Kraft für sein weiteres Wirken.

Ansichtssache

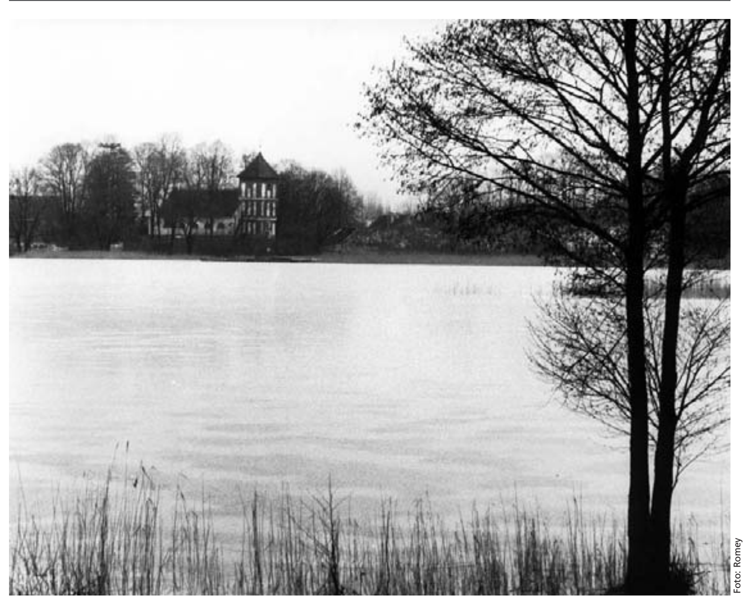


Foto: Romey

Ein Blickfang der besonderen Art: Diese Aufnahme entstand 1986 am Ufer des Geh-land-Sees und zeigt die evangelische Kirche von Sorquitten. Vielleicht hat ja ein unserer Leser eine neueres Foto dieses stummen Zeugnis deutscher Vergangenheit?



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 15. März, 14 Uhr, Handarbeits-Frauennachmittag im Bestehornhaus, Zimmer 6.

Halle (Saale) – Sonnabend, 4. März, 14 Uhr, Treffen in der Reilstraße (Begegnungsstätte der Volkssolidarität). Norbert Böhnke erzählt von seiner Ostpreußenreise.

Magdeburg – Dienstag, 14. März, 13.30 Uhr, Treffen der „Stickerchen" in der Immermannstraße 19.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Schwartau – Mittwoch, 8. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Restaurant des Schwartauer Tennisvereins, Ludwig-Jahn-Straße 1. Claus Seifert zeigt Dias von einer Schiffsreise von Moskau nach St. Petersburg. Die Gruppe lädt Mitglieder und Freunde ein, auf bequeme Weise die Annehmlichkeiten einer Flußfahrt mit der Entdeckung eines faszinierenden Landes zu erleben

Kiel – Zu einem Karnevalsfest versammelte sich die Frauengruppe im Bürgerhaus Elmschenhagen. Die Leiterin, E. Otto, von langer Krankheit genesen, schafft es mit ihrer Fröhlichkeit, bei den Mitgliedern und Freunden eine gelöste Stimmung aufkommen zu lassen. Die Kaffeetafel war mit Blumen und Luftschlangen geschmückt und der „Hofmusiker" Herr Bormann, der nur zu besonderen Anlässen aufspielt, untermalte die Eröffnungsrede von E. Otto. Lustige Geschichten wurden erzählt, auch in plattdeutscher Sprache, dazwischen wurde mit Musikbegleitung gesungen. Zur Stärkung und da Karneval war, gab es für alle einen großen Berliner und einen Kaffee dazu, ja sogar ein Schnäpschen hatte E. Otto spendiert. Die Wogen der Fröhlichkeit schlugen hoch. Die Leiterin E. Otto hatte es sich nicht nehmen lassen, fast jeden in lustiger Weise mit einer tatsächlichen Begebenheit zu konfrontieren. Einem lieben Geburtstagskind wurden Glückwünsche in Versform dargebracht und ein Frühlingsgruß rundete alle guten Wünsche ab. Als Dank gab es für ale ein „Schlubberchen".

Uetersen – In harmonischer Atmosphäre wurden die Regularien auf der Jahresversammlung zügig abgewickelt. Vorher stärkte man sich an farbenfroh gedeckten Tischen mit Kaffee und Kuchen. Nachfolgend gab der Schriftführer Dietrich Müller mit seinem Jahresbericht einen Überblick über die Aktivitäten des vergangenen Jahres. Dem folgte der Kassenbericht durch die Kassenwartin Ingrid Becker. Der ergab, daß der Verein gut gewirtschaftet hat. Die Kassenprüfer Walter Gerlach und Jochen Batuschke bestätigten eine ordentliche Kassenführung und beantragten die Entlastung für den Vorstand. Dem wurde einstimmig entsprochen. Danach wurde satzungsgemäß der Vorstand neugewählt, unter der Leitung von Joachim Rudat. Auch diese erfolgte einstimmig: 1. Vorsitzende, Ilse Rudat; stellv. Vorsitzender Wolfgang Fiedler; Schriftführer, Dietrich Müller; Kassenwartin; Ingrid Becker; Beisitzer, Joachim Rudat, Frank Farin, Ulla Hatje und Dora Pütz; Kassenprüfer, Walter Gerlach und Jochen Batschko. Die wiedergewählte Vorsitzende Ilse Rudat bedankte sich für das Vertrauen und gab das Programm für dieses Jahr bekannt – jeder erhielt einen Ausdruck davon. Nachfolgend hörten alle einen Kurzbericht von Ilse Rudat über das einwöchige „Politische Frauenseminar" in Bad Pyrmont, das sie seit Jahren besucht, das Thema: „Ein Jahr nach der EU-Osterweiterung – Mitteleuropa auf dem Weg nach Westen". 40 Funktionsträgerinnen der Ortsgruppen aus dem gesamten Bundesgebiet und dem südlichen Ostpreuße waren zusammengekommen, um sich durch kompetente Referenten des In- und Auslandes für die Arbeit in ihren Vereinen zu informieren .

Ostpreußisches Landesmuseum

Lüneburg – Mittwoch, 29. März, 19.30 Uhr veranstaltet das Landesmuseum einen Vortrag „Taufwasser aus dem Suppenteller. Vom Aufbau der ev.-luth. Gemeinden im nördlichen Ostpreußen". Es referieren Luise und Erhard Wolfram. Kontakt: Telefon (04 31) 7 59 95 15.

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



ALLENSTEIN LAND

Kreisvertreter: Leo Michalski, Adolf-Westen-Straße 12, 42855 Remscheid, Telefon und Fax (0 21 91) 2 45 50. Geschäftsstelle: Gemeindeverwaltung Hagen a. T. W., Postfach 12 09, 49170 Hagen a. T. W., Telefon (0 54 01) 97 70

Neujahrsempfang unseres Paten – An dem Neujahrsempfang, den der Landrat des Landkreises Osnabrück, Manfred Hugo, Anfang Januar im Kreishaus in Osnabrück für die Spitzen der Verwaltung und Kommunalpolitik gab, nahmen auch Kreisvertreter Leo Michalski, der Vorsitzende des Kreistages unserer KG, Adalbert Graf, und Vertreter des polnischen Landkreises Allenstein teil. Unsere Vorstandsmitglieder nutzten die Gelegenheit zum Gedankenaustausch im Sinne der seit 50 Jahren bestehenden Patenschaften mit dem Landkreis Osnabrück.

1. Kreisausschußsitzung 2006 – Der geschäftsführende Vorstand und der Vorsitzende des Kreistages der KG nebst beiden Stellvertretern kamen Ende Januar 2006 in Hagen a. T. W. zur 1. Sitzung im neuen Jahr zusammen. Herausragende Tagesordnungspunkte waren „das 36. Heimatjahrbuch 2005" und „die Finanzlage der KG". Der Schriftleiter berichtete, daß aus Anlaß des 55jährigen Bestehens der Kreisgemeinschaft und des Jubiläums 50 Jahre Patenschaft mit dem Landkreis Osnabrück das Heimatjahrbuch als Dank an die treuen Leser und Spender einen stärkeren Umfang als sonst angenommen und mit mehr als 60 farbigen Abbildungen versehen worden ist. Damit soll insbesondere den älteren Lesern, welche die Strapazen einer Heimatreise nicht mehr auf sich nehmen können, die Schönheit ihrer Heimat vor Augen geführt und Kindheitserinnerungen an unbeschwerte Zeiten geweckt werden. Der Schatzmeister hob in seinem Kassenbericht hervor, daß die Kosten für das Heimatjahrbuch erwartungsgemäß um einige Tausend Euro gestiegen sind, er aber gleichwohl in der Lage gewesen sei, die ihm Mitte Januar 2006 von der Druckerei und der Versandabteilung zugegangene Rechnung zu begleichen. Er hoffe nun auf den Zugang weiterer Spenden, um den Vermögensbestand der KG halten zu können. Im weiteren Verlauf der Sitzung wurde erörtert: Die Wahl zum Kreistag. Das Wahlverfahren war bis zum 9. Februar anhängig. Nach Ablauf der Wahlfrist erfolgt die Auszählung durch den Wahlausschuß und die Benachrichtigung an die gewählten Kreistagsmitglieder. Der Termin zur 1. Sitzung des neu gewählten Kreistages wurde festgesetzt auf den Sonnabend, 8. April 2006, 10 Uhr. Versammlungsort ist das Rathaus in Hagen a.T.W. Die gewählten Mitglieder erhalten noch eine schriftliche Einladung unter Bekanntgabe der Tagesordnung. Zum Thema Kommunale Partnerschaften teilte der Kreisvertreter mit, daß inzwischen alle zwölf Kommunen im neuen, polnischen Landkreis Allenstein eine ratifizierte Partnerschaft mit Städten und Großgemeinden in unserem Patenlandkreis Osnabrück haben. Wie bekannt wurde, laufen derzeit Vorbereitungen ur Verleihung des Deutsch-Polnischen Staatspreise an die Repräsentanten der Landkreise Osnabrück und Allenstein (Olsztyn) sowie der Kreisgemeinschaft Allenstein-Land. Damit sollen die herausragenden Leistungen auf dem Gebiet der Vergangenheitsbewältigung und Versöhnung sowie der Zusammenarbeit belohnt werden.

Treffen mit den Paten und Partner – Der Kreisausschußsitzung in Hagen a.T.W. ging eine Zusammenkunft mit den Spitzen der Verwaltung der Landkreise Osnabrück und Allenstein sowie der Gemeinde Hagen a.T.W. voraus. Höhepunkt dieser Begegnung war die Verleihung des Ehrenzeichens der Landsmannschaft Ostpreußen an die Landtagsabgeordnete im Niedersächsischen Landtag und zugleich Abgeordnete im Kreistag des Landkreises Osnabrück, Irmgard Vogelsang. In Gegenwart der Osnabrücker Presse hielt der Vorsitzende des Kreistages der KG, Adalbert Graf, die Laudatio, in der er das persönliche Wirken der Abgeordneten in der Ausgestaltung des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages auf kommunaler Ebene zum Wohle der Menschen in der ostpreußischen Heimat in Ermland und Masuren zum Ausdruck kam. Zusammen mit Kreisvertreter Leo Michalski überreichte er der Geehrten die vom Sprecher der LO, Wilhelm v. Gottberg, ausgestellte Ehrenurkunde und nebst einem Blumenstrauß das dazugehörige Ehrenabzeichen in Silber.



GUMBINNEN

Kreisvertreter: Eckard Steiner, Schöne Aussicht 35, 65510 Idstein/Taunus, Telefon (0 61 26) 41 73, E-Mail: eck.steiner@pcvos.com, Internet: www.kreis-gumbinnen.de

4. Heimattreffen in Lüneburg – Zu einem Heimattreffen am 29. April im Hägfeld Bülows Kamp 35, in Lüneburg / Kaltenmoor werden alle Landsleute aus Stadt und Land Gumbinnen herzlich eingeladen. Auch andere Gäste aus der Heimat sind herzlich willkommen. Die Veranstaltung beginnt um 10 Uhr und dauert etwa bis 16 Uhr. Die Öffnung des Versamm-



Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 18

Die Familie Franz und Lisbeth Meyer aus Groß Lindenau, Kreis Samland, betrauert den Heimgang von

Erich Meyer
geb. 7. 6. 1927 gest. 14. 1. 2006
Duisburg-Meiderich

Kurt Meyer
geb. 30. 8. 1913 gest. 29. 1. 2006
Magdeburg

Erika Bargholz
geb. Meyer
geb. 25. 4. 1919 gest. 20. 2. 2006
Oldenburg in Holstein

In stillem Gedenken
Elisabeth Thiel, geb. Meyer

Tulendorp 11, 23774 Heiligenhafen



In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von unserer lieben Mutter, Oma und Uroma

Erna Karau
geb. Muhlack

geboren am 15. Mai 1917 in Groß Wolla, Kr. Preußisch Eylau, Ostpreußen.
Jugendzeit in Woduhnkeim, Kr. Bartenstein.
Nach der Eheschließung mit Alfred Karau wohnte sie in Groß Stürlack, Kr. Lötzen und seit 1954 in Winnipeg, Canada.
Gestorben am 14. Februar 2006 in Winnipeg.

In stiller Trauer
Horst und Irmgard Sokolies, geb. Karau
Armin und Laurel Sokolies mit Karin und Reiner
Rex Boto und Sheryl Sokolies mit Ingrid

873 Wolseley Ave. Winnipeg MB R3G 1E2, Canada

Wer so gewirkt wie Du im Leben,
wer so erfüllte seine Pflicht,
und stets sein Bestes hat gegeben,
der stirbt auch selbst im Tode nicht.

Am 19. Februar 2006 entschlief unsere Tante

Ursula Hassenstein
geb. 28. April 1917

nur kurze Zeit nach ihrer Schwester Sieghild.
Wir sind dankbar für die gemeinsam verbrachte Zeit.

Karin und Hans-Wilhelm Hassenstein
im Namen der Familie

Die Trauerfeier mit anschließender Beisetzung findet statt am Freitag, dem 24. März 2006, um 14.00 Uhr in der Kapelle 12 des Friedhofes Hamburg-Ohlsdorf.

lungsraumes erfolgt bereits um 9 Uhr. Es besteht die Möglichkeit, ein gemeinsames Mittagessen einzunehmen, und auch Kaffee und Kuchen werden angeboten. Parkplätze sind genügend vorhanden. Die Anfahrt mit dem Pkw wird über die Bundesstraße 4/209, Abfahrt Lüneburg/Kaltenmoor empfohlen. Mit der Buslinie 14 von Lüneburg ist der Versammlungsort ebenfalls zu erreichen. Organisation und Auskunft: Günter Gaudszuhn, Hirschberger Str. 3, 21337 Lüneburg, Telefon / Fax (0 41 31) 5 93 82; Ingeborg Hirsch, Beltgens Garten 13, 20537 Hamburg, Telefon (0 40) 25 94 89 und Eva Grumblat, Kolberger Str. 6, 21435 Stelle/Ashausen, Telefon und Fax (0 41 74) 64 53 81.



JOHANNISBURG

Kreisvertreter: Willi Reck, Georg-Büchner-Straße 7, 31224 Peine, Telefon (0 51 71) 1 77 51, Fax (0 51 71) 80 59 73. Schriftführerin: Marlene Gesk, Unewattfeld 9, 24977 Langballig, Tel. (0 46 36) 15 60, Fax (0 46 36) 88 33

Busfahrt 2006 nach Masuren über Königsberg – Die Heimatgemeinschaft der Stadt Arys, Mitglied der Kreisgemeinschaft Johannisburg, führt, wie bereits in früheren Jahren, eine zwölftägige Busfahrt nach Ostpreußen durch. Die Reise geht vom 12. bis 23. August. Der Bus des Reiseunternehmens Busche aus Rodewald bei Hannover startet am frühen Morgen des 12. August in Moers; Zusteigemöglichkeiten sind Dortmund, Hamm, Herford, Hannover, Helmstedt und Michendorf am Berliner Ring. Es besteht auch die Möglichkeit, am Tag vor der Reise mit der Bahn (Bahnstation Neustadt) oder dem Auto nach Rodewald anzureisen und dort in einem Hotel zu übernachten. Pkw können für die Dauer der Reise kostenlos in der Betriebshalle des Reiseunternehmens Busche abgestellt werden. Die Reiseroute führt über Marienburg und nach einer Zwischenübernachtung in Schneidemühl für drei Übernachtungen ins Ostseebad Cranz (Königsberger Gebiet). Von Cranz aus werden Ausflüge auf die Kurische Nehrung (Besichtigung der Vogelwarte Rossitten), zum Dünenwandern und in das Königsberger Gebiet unternommen. Am 16. August geht es über Frauenburg (Dombesichtigung) am Frischen Haff entlang nach Elbing (eine Übernachtung). Von dort erfolgt eine Schiffsfahrt über Drusensee und den Oberland-Kanal nach Buchwalde und weiter mit dem Bus nach Masuren (fünf Übernachtungen in Lötzen, Hotel Wodnick). An den folgenden Tagen Besuch der Heimatstadt Arys und weiter Ausflüge der Gruppe (zum Beispiel Seen-Fahrt). Auf der Rückfahrt gibt es eine Übernachtung im Raum Landsberg a. d. Warthe. Die Kosten für die gesamte Reise, einschließlich Fahrt, Hotelübernachtungen im DZ mit HP und Versicherungen betragen 790 Euro (zuzüglich Visum), EZ-Zuschlag 135 Euro. Zu dieser Fahrt sind nicht nur Mitglieder der Stadt- bzw. Kreisgemeinschaft herzlich eingeladen, sondern alle, die an einem Kennenlernen beziehungsweise Wiedersehen Ostpreußens interessiert sind. Weitere Einzelheiten sind zu erfahren über den Leiter der Reise, Waldemar Wyludda, Gubener Straße 8, 30823 Garbsen, Telefon und Fax: (0 51 37) 7 65 68 und beim Reise-Service Busche, Alte Celler Heerstraße 2, 31637 Rodewald, Telefon (0 50 74) 92 49 10.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Tel. (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Ostpreußen Kalender 2006 – Infolge eines Krankenhausaufenthaltes des Landsmannes H. L. ist eine begrenzte Anzahl der Ostpreußen-Kalender nicht mehr zum Versand gelangt. Dieser Restposten wird zu vorteilhaften Bedingungen an Interessenten abgegeben. Bestellungen bitte an die Geschäftsstelle, Telefon (05 71) 4 62 97.



LABIAU

Kreisvertreterin: Brigitte Stramm, Hoper Str. 16, 25693 St. Michaelisdonn / Holstein, Tel. (0 48 53) 5 62, Fax (0 48 53) 7 01. Geschäftsstelle: Hildegard Knutti, Telefon (04 81) 6 24 85, Lessingstraße 51, 25746 Heide, info@strammverlag.de, Internet: www.labiau.de

Winter in Labiau – In der Zeit vom 5. Januar bis 10. Januar fand eine Informationsfahrt in das Königsberger Gebiet / Kreis Labiau statt. Ziel der Reise waren die Durchführung eines Weihnachtsessens in Labiau sowie Gespräche mit Herrn Ruske, Kinderhilfswerk Nordostpreußen, mit Sitz in Labiau. In unserer Heimatstadt herrschte tiefer Winter – eine geschlossene Schneedecke bis zu 30 cm, in Verwehungen wesentlich mehr. Die Deime sowie der Große Friedrichsgraben waren zugefroren. Ein el Dorado der Eislochangler. In der neuen russisch-orthodoxen Kirche wurde am 6. Januar Messe gehalten. Wie auch bei uns üblich, gehen spät abends Kinder von Haus zu Haus und bitten um einige Süßigkeiten. In den Familien trifft man sich zum Abendessen, teilweise wird musiziert – nur Geschenke werden nicht verteilt – dieser Teil des „Heiligen Abends" wird zu Sylvester gefeiert. In der Stadt heißt es, sie solle ein System aus Erdgasleitungen erhalten. Zum Teil sind die Arbeiten bereits im abgeschlossenen Jahr begonnen worden, nach der Schneeschmelze sollen diese Arbeiten fortgesetzt werden. Eine Erleichterung für viele Wohnungsinhaber. Ulrich Ruske berichtet: Der Staat hilft sozialschwachen Familien und Personen stärker. So wird die Schulspeisung neuerdings von Seiten des Staates auch für die Kinder gewährleistet, die aus einkommensschwachen Familien kommen. Behinderte Kinder sollen eine Rente in Höhe von 2000 Rubel erhalten, das reguläre Kindergeld ist von 70 Rubel auf 200 Rubel angehoben worden. Alles Maßnahmen, die ein wenig mehr Linderung bringen können. Insofern ist die Arbeit des Kinderhilfswerkes ab 1. Januar neu strukturiert worden. Die bisher durchgeführten Schulspeisungen werden ab 1. Januar ersatzlos gestrichen. Die Gelder werden für die Familienhilfe beziehungsweise Soforthilfen eingesetzt – also dort, wo es brennt. Die Patenschaften konnten im vergangenen Jahr erfolgreich, sofern man in diesem Zusammenhang von Erfolg sprechen kann, ausgebaut werden. Ende Dezember 2005 wurden 106 Patenkinder betreut. Als weitere Aufgabengebiete sind die Unterstützung des Behindertenheimes, Kinderheimes sowie eines Altenheimes hinzugekommen. Stolz berichtet der Lorbaß von dem Besuch einer Delegation des Europaparlamentes, die von Königsberg einen Abstecher nach Labiau unternahm. So findet der Name Labiau Eingang in das Europäische Parlament in Straßburg. Letzte Neuigkeit: das Telefonnetz in Rußland wird neu geordnet. Alle Vorwahlnummern ändern sich im Frühjahr. Ab März 2006 sollen nur noch die neuen Vorwahlnummern gelten. Die bisherige Vorwahl für den Kreis Polessk / Labiau lautet: 0 11 58. Die neue Vorwahl lautet: 4 01 58. Bitte beachten Sie diese neue Vorwahl – nach Aussage soll die Vorwahl im Januar und Februar 2006 parallel gültig und nutzbar sein. Zu den Grenzabfertigungen ist dieses Mal ausschließlich Positives zu berichten. Die Ein- und Ausreise verlief bestens. Die Zöllner in Pr. Eylau waren sehr freundlich und zu vorkommend, ohne irgendwelche Sonderleistungen zu erhalten noch einzufordern.



LÖTZEN

Kreisvertreter: Erhard Kawlath, Dorfstraße 48, 24536 Neumünster, Telefon (0 43 21) 52 90 27

Niederschrift über die Prüfung der Wahlunterlagen zur Kreistagswahl 2006 – Zur Prüfung erschienen der Wahlausschuß Siegfried Koyro, Walter Rapsch und Horst Trinker am 11. Februar in der Brachenfelder Straße 21 (Heimatmuseum) in Neumünster. Beginn war 9.15 Uhr, geprüft wurden die Anzahl und Gültigkeit der eingesandten Wahlkarten, die Anzahl der abgegebenen Stimmen und die Anzahl der auf die einzelnen Kandidaten entfallenen Stimmen. Der Abschluß ergab für die Anzahl der eingesandten Wahlkarten 1121, davon 3 ungültig, eine Stimmenthaltung, somit 1117 gültige Wahlkarten, die Gesamtzahl der Stimmen betrug 10026. Aufgrund der pro Kandidaten abgegebenen Stimmen ergibt sich folgende Platzfolge: Platz 1, Kawlath, Nora, 945 Stimmen; Platz 2, Kawlath, Erhard, 892 Stimmen; Platz 3, Trinker, Paul, 870 Stimmen; Platz 4, Fago, Helga, 780 Stimmen; Platz 5, Rimmek, Werner, 759 Stimmen; Platz 6, Rosumek, Lothar, 757 Stimmen; Platz 7, Reck, Klaus, 745 Stimmen; Platz 8, Erdt, Hans-Werner, 679 Stimmen; Platz 9, Biallas, Gerhard, 577 Stimmen; Platz 10, Hass, Gertrud, 488 Stimmen; Platz 11, Schulz, Siegfried, 483 Stimmen; Platz 13, Rothkamm, Heinz, 363 Stimmen; Platz 14, Stange, Herwart, 324 Stimmen; Platz 15, Spließ, Siegfried, 314 Stimmen; Platz 16 Kickstein, Manfred, 259 Stimmen; Platz 17, Huwe, Werner, 201 Stimmen; Platz 18, Lehmann, Fritz, 153 Stimmen; ergibt 10026 Stimmen. Damit stellt der Wahlausschuß fest, daß die auf Platz 1 bis 12 genannten Kandidaten zu Mitgliedern des Kreistages gewählt worden sind. Gemäß Nummer 1 h) der Kreisordnung der Kreisgemeinschaft Lötzen gelten alle weiteren auf den Wahlkarten benannten Kandidaten (Platz 13 bis 18) als Ersatzmann/-frau gewählt.

Goldene Konfirmation – Am 4. Juni soll in Lötzen die Goldene Konfirmation der Konfirmanden-Jahrgänge 1955 bis 1956 gefeiert werden. Alle Konfirmanden dieser Jahrgänge, die in der Kirche in Lötzen eingesegnet wurden, werden gebeten, sich bei Udo Platz, Poggenkuhle 2, 31553 Sachsenhagen, Telefon (0 57 25) 91 33 85, Fax (0 57 25) 9 15 90 59 zu melden. Auch die Konfirmanden aus Groß Stürlack sind dazu eingeladen.



NEIDENBURG

Kreisvertreterin: Marion Haedge, Dorfstraße 45, 29331 Lachendorf, Telefon (0 51 45) 7 77

Pfingstheimatbrief 2006 – Aus redaktionellen Gründen wird darauf hingewiesen, daß die Beiträge für den Pfingstheimatbrief 2006 bis spätestens 31. März beim Schriftführer Jürgen Kowalek, Bromberger Straße 26, 28816 Stuhr, vorliegen müssen. Dieser Termin ist auch bei Familiennachrichten (Geburtstage, Hochzeiten) einzuhalten. Die Beiträge für die Familiennachrichten können Sie sofort an den Verwalter der Mitgliederdatei, Hans-Dietrich Dembeck, Laudenbacher Str. 12, 63825 Schöllkrippen, senden. Eine große Zahl der Weihnachtsausgabe des Heimatbriefes konnte leider auch diesmal nicht zugestellt werden, weil sich die Anschriften der Bezieher geändert hatten. Alle Landsleute werden deshalb dringend gebeten, Adressenänderungen und sonstige Personenstandsänderungen sofort dem Verwalter der Mitgliederdatei mitzuteilen. Sie vermeiden dadurch Zustellungsverzögerungen und kostenaufwendige Nachforschungen und Nachsendungen.



RASTENBURG

Kreisvertreter: Hubertus Hilgendorff, Tel. (0 43 81) 43 66, Dorfstraße 22, 24327 Flehm. Gst.: Patenschaft Rastenburg: Kaiserring 4, 46483 Wesel, Tel. (02 81) 2 69 50

Busfahrt – Die nächste Busfahrt der Kreisgemeinschaft findet vom 20. bis 28. Mai statt. Informationen und Anmeldungen bei Ch. Ewert in der Geschäftsstelle Wesel, Telefon (02 81) 2 69 50, dienstags und freitags 8 bis 12 Uhr.

»Gemeinsame Erinnerungen«

Traditionelles Totengedenken der Opfer von Flucht und Vertreibung in Oberschleißheim

Von REGINA KLADE

Wegen unkalkulierbarer notwendiger Baumaßnahmen nach der Übernahme durch den Landkreis München der Liegenschaften der Ost- und Westpreußenstiftung in Oberschleißheim konnte die traditionelle Gedenkstunde für die Opfer von Flucht und Vertreibung zum 8. Mai 2005 nicht durchgeführt werden und wurde auf die Volkstrauertagsveranstaltung 2005 vertagt, wobei auch hier ein weiterer Aufschub notwendig wurde, so daß dieses Gedenken erst am Totensonntag 2005 erfolgen konnte. Es war zwangsläufig das letzte Mal, daß man sich noch einmal zusammenfand im alten Genre der bisherigen Einrichtungen der Stiftung (im ehemaligen „Königsbergzimmer“), denn der bis Jahresende 2004 fast fertige Um- und Ausbau des Wirtschaftsgebäudes durch den Landkreis wird künftig – wenn auch weiter in der Zweckbindung als Ausstellungs- und Begegnungsräume – jedoch mit neuen modernen und weitaus besseren Aspekten der Darbietung ausgestattet sein.

Die Veranstaltung – unter der Schirmherrschaft des Landrats des Landkreises München Heiner Janik – begann am Ehrenmal mit dem geistlichen Wort und einer Andacht von Pfarrer i. R. Werner Ambrosy für die Verstorbenen. Anschließend erfolgten die Kranz- und Blumen-Niederlegungen am Ehrenmal zu den Klängen eines Trompetensolos des Chorals „Ich bete an die Macht der Liebe“ der Blaskapelle Unterschleißheim.

Danach begab man sich hinüber zum Mahnmal, wo Doro Radke die Totenehrung und die Worte zum Geläut der Kiwitter Kirchenglocke sprach, deren Erklingen an die Verpflichtung „zum Frieden und zur Verständigung unter den Menschen wie unter den Völkern“ mahnt.

Die weiteren Ansprachen und der Ausklang der Gedenkfeier erfolgten im Königsbergzimmer des noch nicht (für letzte Baumaßnahmen) vollständig ausgeräumten Wirtschaftsgebäudes.

In seiner Begrüßung betonte Gustav Graf von Keyserlingk, der 1. Vorsitzende der Ost- und Wespreußenstiftung: Der Volkstrauertag sei ein Tag des stillen Gedenkens und des Rückblicks, der Erinnerung an die Gefallenen, an die Opfer des Bombenkrieges, des Einmarsches feindlicher Truppen und der Vertreibung. Und er fügte hinzu: „Hoffentlich gibt es diese Erinnerung noch, in der Mitte unserer Städte und Dörfer, in einem Ehrenmal, das all die Namen der Toten nenne, damit keiner verloren sei.“ Was sie auf sich genommen haben, leisten mußten, sei vielen heute unverständlich ... Wie konnten sie kämpfen, wie sie gekämpft haben, leiden, wie sie gelitten haben? Aber eines sei sicher: Sie würden es ebenso wenig verstehen, wenn wir die Erinnerung an sie nicht in Ehren halten, achtlos beiseite legen würden ... Wenn wir uns nach dem Sinn ihres Schicksals fragen, müssen wir bedenken, daß wir kaum anders als mit den Maßstäben unserer Zeit messen können. Wir denken heute an die Folgen der beiden großen Kriege, an denen Deutschland beteiligt war. Im Anschluß an diese waren wir aber auch Zeitzeugen von kriegerischen Auseinandersetzungen, an denen Deutschland nicht beteiligt war – mit Flucht und Vertreibung, Aggression und Unterdrückung, Terror und Gegenterror, Rassismus und Völkermord, Fanatismus und Menschenverachtung und die immer noch nicht enden wollende Serie von Anschlägen ... Hat denn die Zahl der Opfer von Krieg und Terror in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts abgenommen? Droht nicht das 21. Jahrhundert seinem Vorgänger hierin nur allzu sehr zu ähneln?“ So gewinnt der Volkstrauertag leider doch wieder den aktuellen Bezug, den wir ihm gern bestritten hätten.

Graf Keyserlingk schloß mit einem Zitat des französischen Staatspräsidenten François Mitterand vom 8. Mai 1995: „Europa, das bauen wir, aber unsere Vaterländer, die lieben wir. Bleiben wir uns selbst treu! Verbinden wir die Vergangenheit mit der Zukunft, und wir werden in Frieden den Geist dieses Zeugnisses an jene weitergeben können, die uns nachfolgen.“

Die Veranstaltung 2005, die unter der vorgegebenen Prämisse „60 Jahre Flucht und Vertreibung“ stattfand, stand aber auch unter dem Zeichen „Versöhnung und Verständigung zwischen ehemaligen Feinden“, Begegnung und gegenseitige Aufarbeitung historischer Schicksalsverbindungen.

In ihrer Gedenkrede erinnerte Doro Radke, die 3. Vorsitzende der Ost- und Westpreußenstiftung, an den unermeßlichen Leidenstribut, der insbesondere die Menschen aus dem deutschen Osten im und nach dem Zweiten Weltkrieg betraf – 18 Millionen wurden hiervon erfaßt, rund 2,5 Millionen verloren dabei ihr Leben – der aber heutzutage mit zunehmendem Abstand immer mehr verschwiegen, verharmlost, herabgemindert und letztendlich der Vergessenheit überantwortet werde.

Vergessen helfe indessen nicht, künftige Kriege und Gewaltauseinandersetzungen mit ihren schrecklichen Folgen zu verhindern, auch nicht, ehemalige Feinde zu versöhnen und sie einem friedlichen Miteinander zuzuführen, sondern nur das ehrliche Bekenntnis, die Aufarbeitung und damit Bewältigung von Verhängnissen und Verfehlungen auf allen Seiten – nach den Worten von Marcel Proust: „Gemeinsame Erinnerungen sind manchmal die besten Friedensstifter!“.

Erinnern bedeute nicht Wehklage oder Anklage, sondern sei verbunden mit der Hoffnung und Zuversicht, daß heutige und kommende Generationen auch aus den dunkelsten Kapiteln der Geschichte lernen: Zu Frieden und Freiheit gibt es keine Alternative, Krieg, Völkerhaß, Gewalt und Terror müssen geächtet werden und endlich aufhören!

Unsere Trauer gebühre an diesem Tage daher zunächst dem Gedenken all jener, die damals auf den Straßen der Flucht, in den Fluten von Haff und Meer (bei der Tragödie der Flüchtlingsschiffe „Wilhelm Gustloff“, „Goya“ und „Steuben“ ertranken bei Kriegsende rund 20000 Menschen in der Ostsee), im Bombenhagel der Luftangriffe (und hier gilt das Wort „Dresden“ als Synonym für den Massentod von geschätzten 20000 bis 30000 Menschen) sowie in den Deportations- und Gefangenenlagern und bei den gewaltsamen Massenaustreibungen nach Kriegsende ums Leben kamen.

Sie gelte gleichfalls den deutschen Soldaten, die ihr Leben opferten und durch ihr Ausharren auf verlorenem Posten unzähligen Zivilisten die Flucht nach Westen ermöglichten sowie nicht zuletzt jenen, die fern der Heimat starben, deren Namen niemand mehr kennt und für die die hier in die Gedenkmauer eingelassenen Glasziegel mit Heimaterde letzte Ruhestätte symbolisieren.

Einbeziehen in die Trauer wollen wir heute auch „alle Opfer, die in und nach der Katastrophe der Weltkriege Gewalthandlungen und Greueltaten ausgesetzt waren wie die Holocaust-Opfer der Massenmorde in den Konzentrationslagern des verbrecherischen NS-Regimes sowie auch die Opfer von Vertreibungen, Massakrierungen, Zerstörungen ihres Lebensraumes in den nachfolgenden Kriegen, ob in Pakistan, im Kosovo, im Irak, in Tschetschenien und an weiteren Krisenschauplätzen und nicht zuletzt auch jene Bundeswehr-Soldaten und ihre Nato-Kameraden, die im Einsatz für den Friedensdienst im nahen Osten den Tod erlitten.



„Wider dem Vergessen“ ist nicht nur eine leere Worthülse für die Teilnehmer des traditionellem Totengedenken. Foto: privat

In unmittelbarer Nähe der beiden Gedenkstätten wird im Zusammenwirken mit dem Landkreis und dem Kreisjugendring München in Oberschleißheim eine Begegnungsstätte für die Jugend osteuropäischer Nachbarvölker entstehen, um gegenseitiges Kennenlernen, Verständnis füreinander, friedliches Miteinander und auch Freundschaft zueinander zu wecken und zu festigen. Hier könnte ein Anfang gemacht werden, unter anderem durch die Einbringung und Bewahrung althergebrachten ostdeutschen Kulturgutes in eine abendländische historische Gemeinsamkeit – für die Entwicklung eines gesamteuropäischen Zusammengehörigkeitsgefühls kommender Generationen.

Grußworte auch in diesem Sinne übermittelten die Oberschleißheimer Bürgermeisterin Elisabeth Ziegler und Landrat Heiner Janik. Frau Ziegler erklärte: „Wir wollen die Toten, die so schrecklich gestorben sind, nicht vergessen ... und wenn wir der Trauer und der Betroffenheit angesichts so vieler Opfer einen Raum, einen Ort, einen Tag in unserem Leben, in unserer Gesellschaft geben, dann setzen wir ein Zeichen. Wir wollen uns nicht mit Krieg und Gewalt abgeben, wir haben andere Werte ... Der heutige Tag erinnert an dunkle Tage unserer Geschichte, doch ihm wohnt auch ein Lichtblick inne, Trauer und Gedanken können Wege in die Zukunft weisen, können zur Aussöhnung, Frieden und der Wahrung der Menschenrechte führen“.

Landrat Heiner Janik brachte zum Ausdruck, daß es bei diesem Gedenken nicht um die Relativierung von Schuld gehe, sondern um ein würdevolles Andenken an Menschen, die unter Unrecht gelitten haben und Opfer geworden sind. „Ich bin der Ost- und Westpreußenstiftung dankbar für ihre wertvolle Arbeit, die sowohl Erinnerungsarbeit als auch Versöhnungsarbeit ist. Beides muß sein, Erinnern und Erinnerung behalten, was an Leid, Schmerz und Trauer Millionen von Menschen widerfahren ist, Unrecht nicht in Vergessenheit geraten lassen. Aber nach dem Blick zurück den Blick nach vorn zu richten auf eine Zukunft, die die Hand reicht zwischen Menschen und zwischen Völkern. Genau aus diesem Grunde sind diese beiden Gedenkstätten wichtig und erhaltenswert. Sie sollen auch dazu beitragen, daß das Leid und die Opfer der Kriege nicht aus dem öffentlichen Bewußtsein verdrängt und damit vergessen werden.“

Der Herr »Baron Mueller«

Als der Schwarze See noch Czarna-See hieß – Die Wurzeln der Ostpreußen ankern tief im heimischen Boden

Von ULRICH C. GOLLUB

Der Szilasko wohnte uns gegenüber, auf der anderen Seite der Straße. Ich muß gerade so groß gewesen sein, daß ich mit der Nase über den Tisch reichte, als er mich eines guten Tages in seine Küche winkte und mir etwas zeigte, was ich bislang noch nicht gesehen hatte. Er tat dabei sehr geheimnisvoll und führte mich zu einer kleinen Kiste, die auf der Bank unter seinem Küchenfenster stand. Und weil ich bis heute noch nicht vergessen habe, was er mir zeigte, kommt er mir noch dann und wann in den Sinn.

Zwei weiße Mäuse waren es, die der Szilasko mir da zeigte. Er hatte sie in einem Holzkistchen einquartiert, in dessen Ecke er ihnen aus Holzwolle ein Bett gerichtet hatte. Auf die Kiste hatte er eine Glasscheibe gelegt. „Da können sie nicht ausreißen und wir können sie sehen“, sagte er dazu. Ich bin sicher, daß er mir auch ein Geschichtchen über das Woher der Tiere mit den roten Augen erzählte. Er konnte das gut, und die Menschen hörten ihm gerne zu. Es tut mir aber leid, daß ich sie vergessen habe. Ich höre jedoch immer noch die ruhig klingende Stimme des Mannes und seine weit ausgezogene Ausdrucksweise, und ich erinnere mich noch sehr gut daran, daß ich mit dem Finger den Mäusen über das weiße Fell streichen durfte. Es war ein weiches Gewand, das die Tiere trugen. Irgendwie paßte es zu der weichen Ausdrucksweise des Mannes.

„Willst Kumst?“ hatte mich der Szilasko einmal gefragt, als ich ihm um die Mittagszeit auf der Straße begegnete. Ich hörte ihn des öfteren vom Kohl reden. Er mochte ihn offenbar sehr gern. Kumst mit Schweinefleisch, unsere Leute redeten oft darüber. Ich mochte dieses Essen nicht. Erst später, als wir keinen Kumst und kein Schweinefleisch mehr hatten, dachte ich oft daran, und das Wasser lief mir dabei im Mund zusammen. Ich dachte dann auch an den Schweinezagel, den die Mutter in der Suppe mitgekocht hatte. Wie gesagt, der Szilasko hatte mich gefragt, ob ich Kumst wollte.

Ich erinnere mich auch noch daran, daß der Szilasko mir einen Vortrag über Oberwärts hielt. „Geh nicht dahin, bleib hier“, meinte er einmal, „da stehen ein Haus und eine Fabrik neben der anderen, da ist die Luft schlecht und es stinkt.“ Von meiner Mutter hatte ich einmal gehört, daß der Szilasko eines Tages mit seiner Frau und seinem Kind nach Oberwärts gezogen war. Essen, Gelsenkirchen oder Dortmund soll es gewesen sein. Er soll es da aber nicht lange ausgehalten haben. Eines Tages, es soll mitten im tiefsten Winter gewesen sein, stand er vor unser Haustür und fragte den Vater, ob er in das Haus auf der anderen Seite der Straße einziehen dürfte, da war gerade eine Wohnung frei. Nun, der Vater mochte den Szilasko gern. Er war mit ihm zusammen in die Schule gegangen, und er nannte ihn daher beim Vornamen. Vater hatte nichts dagegen, daß der Szilasko in die leerstehende Wohnung einzog. Er gab ihm Brennholz und eine ganze Fuhre Torf und machte ihn zum Gespannführer. Zwei Grauschimmel und zwei Füchse hatte der Mann zu versorgen, und am Sonntag, wenn wir durch das Land fuhren, saß der Szilasko auf dem Kutschersitz des großen Wagens und knallte mit der Peitsche.



Foto: Archiv

Am 16. Juli 1938 wurde Stallupönen in Ebenrode umbenannt, fast alle Ostpreußen stimmten zwar für den Verbleib im Deutschen Reich, sahen aber die Umbennung ihrer Gemeinden mit gemischten Gefühlen.

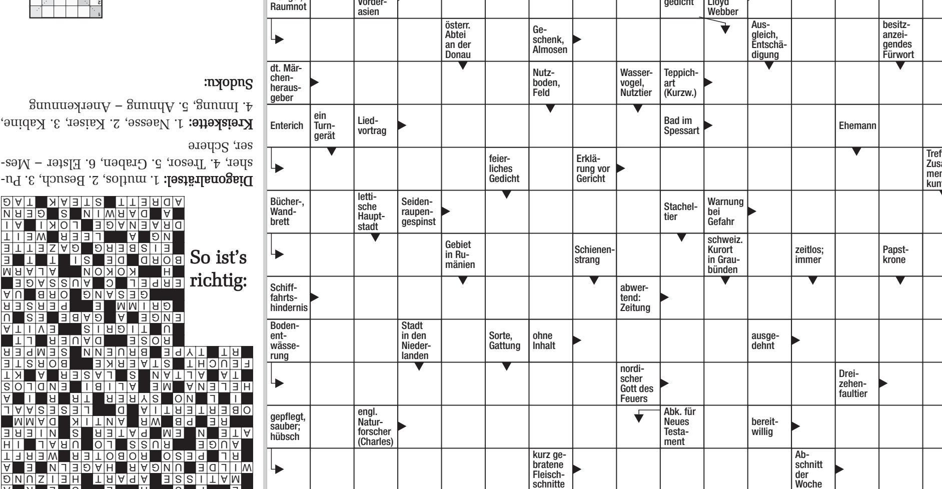
Als ich dann größer wurde, erzählte man den Leuten, daß sie alle deutsche Namen haben müßten. Die einen hörten darauf, die anderen kümmerten sich nicht darum, und mein Vater schimpfte darüber sogar recht ausgiebig. „Dem Niedzwetzki“, sagte er, „haben sie in Frankreich ein Bein abgeschossen, und ich bin freiwillig in den Krieg gezogen, weshalb sollen wir da wohl unsere Namen ändern!?“ Er betonte dabei auch, daß bei der Abstimmung fast 30000 Stimmen in unserem Heimatkreis für Deutschland waren und nur zwei für Polen. Nun, der Vater hatte schon recht, er konnte es aber nicht ändern, daß man aus unserem Czarna-See einen Schwarzen See machte. Manchmal nannte mich der Vater Euzazek, und ich war stolz darauf, daß ich in polnisch bis fünf zählen konnte. Wie man Euzazek schreibt, weiß ich bis heute noch nicht. Es soll aber so viel wie Söhnchen heißen. Das Zählen hatte mir das Mariechen beigebracht, die aus Suwalki zu uns gekommen war und bei der Kartoffelernte half.

So kam es dann auch, daß der Szilasko daran dachte, sich einen neuen Namen anzuschaffen. Ob ihm selbst der Gedanke gekommen war, oder ob sich ein Außenseiter mit ihm diesbezüglich in Verbindung gesetzt hatte, steht nicht fest und man sprach auch nicht darüber. Er überlegte hin und er überlegte her, und er sprach mit meiner Mutter darüber, von der ich später diese ganze Geschichte gehört habe. Jemand hatte ihm gesagt, daß man seinen Namen ins Deutsche übersetzen könnte, daß man dabei den deutschen Namen eines Vorfahren, den Mädchennamen seiner Frau oder sogar einen Doppelnamen wählen durfte. Im Dorf selbst stand der Lehrer den Leuten in derartigen Angelegenheiten mit Rat und Tat zur Seite, und er erledigte dabei auch die Papierarbeiten, die mit einem „Umtaufen“ verbunden waren.

Also setzte sich der Szilasko mit unserem Schulmeister in Sachen „Nachnamen“ in Verbindung und er besprach die Angelegenheit mit ihm. Weil seine Frau eine geborene Mueller war, sollte dieser Name zu einem Teil des neuen Namens werden, und weil man ihm gesagt hatte, daß Doppelnamen durchaus annehmbar wären, wählte er einen solchen. Er schlug dem Lehrer vor, das dieser beantragen sollte, aus dem Szilasko einen Baron Mueller zu machen. Dieser Name war durchaus gerechtfertigt, denn die Mutter unseres Freundes war eine geborene Baron.

Was der Lehrer auf diesen Vorschlag hin sagte, weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, ob er jemals mit jemandem darüber gesprochen hat oder den Antrag überhaupt ausgefüllt hat. Der Szilasko erzählte den Nachbarn, daß er demnächst Baron Mueller heißen würde und er soll, wie man sagte, dabei ein wenig gelächelt haben. Er blieb aber weiterhin der Szilasko, so wie man unseren See weiterhin Czarna-See und nicht Schwarzen See nannte, und er war auch weiterhin ein guter Freund seiner vier Pferde, der beiden Grauschimmel und der beiden Füchse. Wenn er Baron Mueller geworden wäre, hätte er sich vielleicht ein Monokel gekauft und die Menschen wären ihm aus dem Weg gegangen. Ob er das wollte, weiß ich wirklich nicht. Ich glaube es aber nicht. Er mochte die Menschen, die um ihn waren, und die Menschen mochten ihn, einer um den anderen. Schöne Geschichten konnte er erzählen, von weißen Mäusen und von Oberwärts.

Der Szilasko und ich zogen um die gleiche Zeit in den Krieg. Es ist schon lange her, und der Wind hat das Erleben um die Ecke gefegt. Ich habe den Mann nie wieder gesehen. Nur einmal hörte ich seine Stimme. „Willst Kumst?“ fragte er, und ich dachte an den Schweinezagel, den die Mutter in der Suppe gekocht hatte. Ich saß neben Szilasko auf dem Kutscherbock und wir fuhren über das weite Land.





So ist's richtig:

Diagonalrätsel: 1. mutlos, 2. Besuch, 3. Pusher, 4. Tresor, 5. Graben, 6. Elster – Messer, Schere

Kreiskette: 1. Nasse, 2. Kaiser, 3. Kabine, 4. Innung, 5. Ahnung – Anerkennung

Sudoku:

Sudoku

Erraten Sie das japanische Zahlenspiel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes 3 x 3-Quadrat die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält.

			5	2				1
	7		4		6		3	9
3	8					4		5
2	6	4		1		3		7
			6		9			
9		3		4		8	5	6
5		1					7	8
7	3		1		8		4	
6				9	2			

Diagonalrätsel

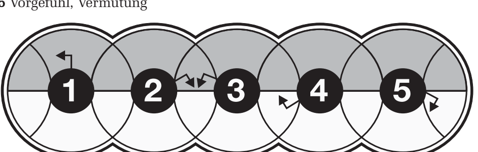
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Schneidewerkzeuge.

1 ohne Zuversicht, **2** Gastaufenthalt, **3** Rauschgifthändler, Dealer (engl.), **4** Geldschrank, **5** Erdrinne, **6** diebischer Vogel

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte ein anderes Wort für Lob, Würdigung.

1 Feuchtigkeit, **2** Herrschertitel, **3** Schiffsraum, **4** Handwerkervereinigung, **5** Vorgefühl, Vermutung



Ein Sowjetmarschall gab den Startschuß

Vor 60 Jahren gründete Erich Honecker mit Gleichgesinnten in Berlin (Ost) die Freie Deutsche Jugend (FDJ)

Von Manfred Müller

Von einer „einheitlichen, antifaschistisch-demokratischen, überparteilichen, unabhängigen und überkonfessionellen Jugendorganisation“ fabulierten 1935 in Moskau Exil-Funktionäre der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD). Eine solche Organisation sollte an die Stelle der Hitler-Jugend treten, die zu diesem Zeitpunkt im Deutschen Reich ihren Monopolanspruch durchsetzte.

Anfang 1946 rückte die Verwirklichung des kommunistischen Plans von 1935 – zumindest für die sowjetische Besatzungszone in Rumpfdeutschland – in greifbare Nähe. Erich Honecker, damals 33 Jahre alt, erfahrener kommunistischer Berufsjugendlicher, von Walter Ulbricht zum Jugendsekretär der KPD bestellt, äußerte sich hierzu vor dem von der sowjetischen Besatzungsmacht installierten sogenannten Zentralen Jugendausschuß in Berlin:

„Ich habe mir schon überlegt, wie diese Organisation heißen soll: ‚Freie Deutsche Jugend‘. Dagegen kann doch niemand etwas haben. Frei wollen wir sein, deutsch und jung sind wir auch. Damit unsere Freunde von den Kirchen nicht abgestoßen werden, wollen wir auch keine rote Fahne. Ich denke, daß gegen eine blaue Fahne – blau ist doch die Farbe der evangelischen Kirche – mit aufgehender Sonne niemand etwas haben kann.“

Wer etwas Ahnung von kommunistischer Bündnispolitik hatte, mußte bei diesen zynischen Worten merken, daß die hier so betont herausgestellte Überparteilichkeit nur ein vorübergehendes taktisches Manöver war. Am 31. Juli 1945 hatte Sowjetmarschall Shukow die Schaffung von „antifaschistischen Jugendkomitees“ befohlen und andere Jugendorganisationen für verboten erklärt. In den Dörfern und Städten der SBZ brachten die Kommunisten die „antifaschistischen Jugendausschüsse“ (so nannte man nun die befohlenen „Komitees“) unter ihre Kontrolle und gaben Ende Februar 1946 die Anweisung, „eine Massenbewegung zur Forderung der Gründung eines Jugendverbandes einzuleiten“. 22 000 Telegramme sowie Briefe mit 380 000 Unterschriften wurden Marschall Shukow zugeleitet. Gefordert wurde ein Jugendverband nach den kommunistischen Plänen von 1935. Ulbricht mußte kommunistische Betonköpfe, die die Wiedererrichtung des von den Nationalsozialisten zerschlagenen Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands wünschten, von den Sowjets disziplinieren lassen, damit Honekker freie Hand bei der Errichtung des überparteilichen Verbandes hatte.

Am 5. März 1946 befahl Marschall Shukow: „Auf dem Gebiet der von sowjetischen Besatzungskräften befreiten Teile Deutschlands wird der deutschen Jugend die Möglichkeit zu freier, demokratischer Betätigung in einer ihrem Willen entsprechenden Organisation gegeben. Damit kommt die sowjetische Militäradministration den Wünschen und Forderungen der deutschen Jugend entgegen. Die neue Organisation darf keinerlei militärische oder faschistische Tendenzen aufweisen.“ Zwei Tage später wurde die Freie Deutsche Jugend (FDJ) von Erich Honecker und weiteren Mitgliedern des Zentralen Jugendausschusses in Berlin förmlich gegründet.

Der Name „Freie Deutsche Jugend“ war ähnlich dem Emblem keineswegs eine Erfindung Honeckers. Schon im Kriege hatten Exil-Jugendgruppen – die bedeutendste in England – diesen Namen getragen. Wie sehr Honecker die Planungen bis März 1946 vorangetrieben hatte, zeigte sich auch daran, daß der Zentrale Jugendausschuß sich über Nacht in den provisorischen Zentralrat der FDJ verwandelte – mit Honecker als Vorsitzenden.

Die Überparteilichkeit und die anderen schönen Attribute des neuen Jugendverbandes wurden zwar propagandistisch ausgewalzt, aber die Kommunisten hatten die Machtverhältnisse ganz in ihrem Sinne organisiert. Im hundertköpfigen Zentralrat saß eine überwältigende Mehrheit ihrer Genossen und Anhänger, aber die Pfarrer beider Konfessionen, die jungen Christen und die Vertreter der zugelassenen nichtkommunistischen Parteien waren als Minderheit gute Vorzeigefiguren. Die Vertreter der Kirchen ließen sich auf eine Mitarbeit beim Aufbau der FDJ ein, weil sie so hofften, Spielraum für den Aufbau von Strukturen kirchlicher Jugendarbeit zu gewinnen. Manche Nichtkommunisten ließen sich auch unter „antifaschistischen“ Vorzeichen von der idealistisch klingenden Propaganda täuschen, bis sie in den nächsten Jahren feststellen mußten, daß sie Zug um Zug in der FDJ ausgeschaltet wurden.

Honecker und seine kommunistischen Jugendfunktionäre nutzten die Stimmung, die damals nach der Geschichtskatastrophe von 1945 in weiten Teilen der deutschen Jugend herrschte. Sie zogen von Versammlung zu Versammlung, sprachen in Sälen und an Lagerfeuern und führten auch viele Einzelgespräche.

Ein typisches Beispiel hierfür bietet der junge Dieter Borkowski (Jahrgang 1928). Der Flakhelfer Borkowski wurde noch im Endkampf um Berlin als Soldat eingesetzt. Was er erlebte, führte dazu, daß ihm alle NS-Ideale und sein bisheriges Weltbild zerbrachen. Zurückgekehrt aus kurzer sowjetischer Kriegsgefangenschaft, schien ihm in der SBZ ein hoffnungsvoller Neuanfang möglich zu sein. Er erinnert sich an eine Begegnung mit Erich Honecker: „... ein freundlicher, noch junger, wenn auch gereifter Mann, der mit schlichter grüner Windjacke angetan, abends mit uns am Lagerfeuer saß und aufmerksam zuhörte, wenn wir Mädchen und Jungen unsere Sorgen besprachen, die Ausweglosigkeit und Verzweiflung über das Chaos des viergeteilten Landes. ‚Sag Erich zu mir‘, forderte er mich kameradschaftlich auf und sprach mir Mut zu. Sein Bekenntnis galt dem geistigen Vermächtnis junger Widerstandskämpfer gegen die braune Barbarei. Den Einsatz christlicher Studenten wie Hans und Sophie Scholl rühmte er gleichermaßen wie den Opfertod der jungen sozialistischen Arbeiter Katja Niederkirchner und Walter Husemann. Er hatte offenbar zu ihnen gehört, im Nazizuchthaus zehn Jahre verbracht und warb nun intensiv auch um die Jugend, die vom Nationalsozialismus irregeleitet war. Ich hörte auf seine Worte, seine Welt, für die wir uns einsetzten sollten, würde Gerechtigkeit, Toleranz, Frieden und Menschlichkeit verwirklichen.“ Wie viele andere wurde Borkowski später bitter enttäuscht.



Unterzeichnung der Gründungsurkunde der Freien Deutschen Jugend: Erich Honecker (stehend) mit weiteren Mitgliedern des Zentralen Jugendausschusses Foto: Ullstein

Der Oberst Redl des deutschen Kaiserreichs

Gustav Wölkerling verdiente als Spion mindestens fünfmal soviel wie der ungleich berühmtere Österreicher

Von Jürgen W. Schmidt

Der Spionagefall des k. u. k. Oberst Redl ist durch die bekannte Reportage von Egon Erwin Kisch und den nicht weniger beeindruckenden Film mit Klaus Maria Brandauer in der Hauptrolle in weiten Kreisen bekanntgeworden. Deshalb erstaunt es ein wenig, daß der zeitgleich zu Redl agierende und äußerst erfolgreiche Spion Gustav Wölkerling völlig aus dem kollektiven Bewußtsein in Deutschland verschwunden ist. Wie im Leben Oberst Redls finden sich bei Wölkerling Elemente der Tragik und Leidenschaft. Während Redl durch die Spionagetätigkeit für Rußland seine verdrängte Homosexualität zu kompensieren suchte, war Wölkerling bemüht, durch exzessiv betriebene Spionage die finanziellen Mittel für seinen sozialen Aufstieg zu erlangen und so seiner fast zehn Jahre jüngeren, abgöttisch geliebten Frau ein Leben in Reichtum und Luxus zu ermöglichen. Vielleicht liegt die fast völlige Vergessenheit Wölkerlings aber auch daran, daß er weder Offizier war noch dem Geheimdienst angehörte, stammte er doch aus sozialen Unterschichten und bekleidete nur die bescheidene Stellung eines Schreibers im Büro des Gouverneurs der Festung Thorn in Westpreußen. Trotzdem handelte es sich bei dem Fall Wölkerling um die bedeutendste Spionageaffäre der deutschen Kaiserzeit, die seinerzeit in militärischen und Polizeikreisen lebhaft diskutiert und kommentiert wurde.

Gustav Wölkerling wurde am 4. Mai 1882 in der Stadt Perleberg in der Westprignitz geboren. Seine Eltern, der Vater bezeichnete sich als „Ackerbürger“, lebten in ziemlich dürftigen Verhältnissen, auch der sieben Jahre ältere Bruder Georg und die fünf Jahre ältere Schwester Auguste waren arm. So war es für den geistig begabten Gustav Wölkerling schon ein gewisser sozialer Aufstieg, als er 14jährig nach Beendigung der Volksschule 1896 eine Beschäftigung als Schreiber auf dem Landratsamt Perleberg fand. Später war er in gleicher Funktion bei der städtischen Polizeiverwaltung Perleberg tätig. Schriftstücke von der Hand Wölkerlings zeigen bis ins Alter eine schöne Kanzleihandschrift und einen gewählten Ausdruck.

Im Oktober 1903 erhielt der 21jährige Wölkerling seine Einberufung in das „1. Westpreußische Fußartillerieregiment Nr. 11“ nach Thorn. Der intelligente junge Mann versuchte eine militärische Karriere einzuschlagen. Schnell wurde er zum Unteroffizier befördert und bereits nach zweieinhalb Dienstjahren als „etatsmäßiger Schreiber“ der Festungskommandantur Thorn eingesetzt. Nach weiteren drei Jahren lernte der nunmehr 27jährige Unteroffizier Wölkerling im „Wese'schen Honigkuchengeschäft“ in Thorn, in dem die berühmten „Thorner Katharinchen“ verkauft wurden, seine große Liebe, die damals 18jährige Verkäuferin Minna Sommer, kennen. Schon nach einem halben Jahr erfolgte die Hochzeit und die Eheleute Wölkerling bezogen eine kleine Dienstwohnung in der Artilleriekaserne II in Thorn. Wölkerling brachte ersparte 800 Mark und seine Frau 300 Mark mit in die Ehe. Der mittlerweile zum Sergeanten beförderte Gustav Wölkerling wollte seiner Ehefrau allerdings mehr bieten, als sein nur mäßiges Unteroffiziersgehalt. Da erinnerte er sich an eine 1908 im Urlaub gelesene Zeitungsanzeige in einer Berliner Zeitung, die preußischen Unteroffizieren ein Zusatzeinkommen versprach. Hinter dieser Annonce verbarg sich allerdings Oberst Nikolai Stepanowitsch Batjuschin vom russischen militärischen Nachrichtendienst, bekannt als einer der erfolgreichsten Agentenführer seiner Zeit, der auf diese Weise nach potentiellen Agenten forschte.

Oberst Batjuschin versprach Wölkerling, für militärische Informationen gut zu zahlen, und bekam von dem Unteroffizier Vorlagen, nach denen er Nachschlüssel zu den Panzerschränken von Wölkerlings Vorgesetzten anfertigen ließ. Da die Schränke mit Geheimmaterial aller Art gefüllt waren, lieferte Wölkerling so binnen weniger Jahre eine Unmenge von Kopien und Abschriften vertraulicher Akten, hochgeheimer Mobilmachungsunterlagen sowie sonstiger brisanter militärischer Dienstvorschriften und Pläne an Rußland. Doch weil selbst Gustav Wölkerling als gelernter Schreiber unter Zuhilfenahme einer Schreibmaschine mit dem Kopieren der Akten seiner recht vertrauensseligen Vorgesetzten nicht nachkam, ging er später dazu über, nach Dienstschluß das Geheimmaterial zu fotografieren. Der Thorner Fotohändler Franke bezeichnete Wölkerling während des späteren Prozesses als „seinen besten Kunden“. Das Spionagegeschäft rentierte sich für ihn. Nachdem Wölkerling Ende 1911 schon beträchtliche Geldsummen kassiert hatte und über einen großen Vorrat kopierter beziehungsweise abfotografierter Geheimakten verfügte, dessen stückweiser Verkauf ihm auf Jahre voraus ein gesichertes Einkommen garantierte, erbat er zum 31. Dezember 1911 seine Entlassung aus dem Militärdienst.

Das Ehepaar Wölkerling bezog Anfang 1912 eine luxuriöse Wohnung in der Stadt Bromberg in der Provinz Posen. Da sich Wölkerling während der späteren Untersuchung wenig kooperativ zeigte und ein (Teil-)Geständnis nur ablegte, um seine als Mitwisserin verdächtigte Ehefrau Minna zu entlasten, konnte der Umfang seiner Verratstätigkeit seinerzeit nicht vollständig aufgedeckt werden. Gewiß ist aber, daß Wölkerling einer der bestbezahlten Spione im 20. Jahrhundert war und in den Jahren 1908 bis 1912 etwa eine halbe Million Euro nach heutiger Währung einnahm. Damit hatte Wölkerling mit Spionage mindestens fünfmal soviel Geld verdient wie der ungleich berühmter gewordene österreichische Oberst Redl. Geschäftstüchtig hatte Wölkerling später gleichfalls mit dem französischen Nachrichtendienst Verbindung aufgenommen und die für Rußland kopierten Geheimdokumente gleich noch einmal verkauft. Als er zu demselben Zweck Anfang 1912 auch noch mit dem österreichisch-ungarischen Geheimdienst, dem k. u. k. Evidenzbüro, Kontakt aufnahm, bewirkte dies seine Enttarnung. Wölkerling hatte offenbar nicht bedacht, daß Österreich-Ungarn und Deutschland Verbündete waren. Der österreichische Nachrichtendienst verständigte sofort sein Partnerorgan beim deutschen Generalstab, die Sektion IIIb. Ein von Wölkerling fatalerweise mitfotografierter Verteilerstempel auf einem Dokument brachte die deutsche Spionageabwehr schnell auf seine Spur. Von Beamten der Berliner Politischen Polizei wurde Wölkerling dann im Februar 1912 auf einer Rundreise zur Übermittlung von Nachrichtenmaterial ins damals noch russische Warschau und nach Paris beobachtet und nachdem er noch einen Abstecher nach Perleberg zum Besuch seiner Eltern und Geschwister gemacht hatte, am 23. Februar 1912 in Berlin verhaftet. Kurz darauf wurde seine Ehefrau in Bromberg festgenommen und in der reich ausgestatteten Wohnung neben größeren Summen an Bargeld sowie vielen Wertpapieren und Hypothekenbriefen zirka zwei Regalzentner militärisches Geheimmaterial sichergestellt.

Gustav Wölkerling hingegen wurde, nachdem er dreimal gegen seine Verurteilung Revision eingelegt hatte, im Januar 1914 in vierter und letzter Instanz vom Reichsmilitärgericht zu Degradierung, Vermögenseinzug, einer hohen Geldstrafe und 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Der deutsche Kaiser Wilhelm II. bestätigte als oberster Gerichtsherr am 7. Februar 1914 das Urteil, das in seiner Höhe den gesetzlich möglichen Strafrahmen voll ausschöpfte. Gustav Wölkerling verbüßte seine Zuchthausstrafe in den Strafanstalten Sonnenburg und Brandenburg.

Im Juli 1928, kurz vor seinem regulären Entlassungstermin, wurde Wölkerling auf Grund der sogenannten „Koch“-Amnestie für politische Straftäter mitsamt dem Kommunisten Max Hölz und den Rathenau-Mördern Techow und Günther amnestiert. Er nahm seinen Wohnsitz nun bei seinen unverehelichten Geschwistern, die immer noch in Perleberg lebten. Zwar erklärte sich Gustavs ehemalige Ehefrau Minna erneut bereit, ihn zu heiraten. Allerdings wollte sie auf Zuraten des Perleberger Pfarrers nur dann wieder in die Ehe treten, wenn sich Wölkerling eine auskömmliche Existenz geschaffen hatte. Jedoch war Gustav Wölkerling anderthalb Jahre nach der Haftentlassung trotz vieler Bemühungen noch immer ohne Arbeit. Anfangs hatte sich sogar die Spionageabwehrabteilung des Reichswehrministeriums bemüht, Wölkerling eine Tätigkeit zu verschaffen, um so einem möglichen Rückfall in Spionageaktivitäten vorzubeugen. Doch durch einen Besuch beim französischen Generalkonsul in Berlin verscherzte er sich alle weiteren Bemühungen seitens der Reichswehr. Der gealterte und starrsinnig gewordene Wölkerling ließ sich nun in erfolglose Streitereien mit dem preußischen Justizministerium ein, um die Wiederaufnahme seines Prozesses zu betreiben und Teile seines einstigen Vermögens wiederzuerlangen. In den 30er Jahren verlieren sich allmählich die Spuren des ehemaligen Spions, der nur noch durch die Hilfe seiner gleichfalls wenig bemittelten Geschwister seine Existenz fristete. Am 23. Oktober 1954 verstarb Gustav Wölkerling in Heidelberg.

Was sind Normen?

Zeuge linker Erziehung über Deutschland in den 60er und 70er Jahren

Kinder haben es nicht immer leicht mit ihren Eltern. So auch Richard David Precht. Der Journalist und Autor erzählt in „Lenin kam nur bis Lüdenscheid – Meine kleine deutsche Revolution“ von seiner Kindheit in den 60er und 70er Jahren und seinen als etwas eigenwillig zu bezeichnenden Eltern. „Meine Eltern leben anders, aber nicht völlig anders. Sie führen ein unkonventionelles, aber gleichwohl noch bürgerliches Leben; zwei kleine Kinder, ein Junge und ein Mädchen, ein Mann mit fester Anstellung, wenn auch in einem dubiosen Beruf, die Frau bleibt als Hausfrau und Mutter mit den Kindern zu Hause.“ Doch je mehr seine Eltern den ihres Erachtens ungerechten Vietnamkrieg verfolgen, desto stärker ist ihr Bedürfnis zu helfen. Bei „terre des hommes“ findet vor allem Richards Mutter ein Betätigungsfeld. Da die Eltern den Menschen in Vietnam helfen wollen, entscheiden sie sich zur Adoption eines Kriegswaisen. Nur kurz, nachdem die Mutter ihr drittes eigenes Kind bekommt, kommt der kleine Marcel in die Familie. Nur wenig später entscheiden sich die Prechts, noch ein weiteres Kind aus Vietnam zu adoptieren, und so ist die Familie mit fünf Kindern zur Großfamilie geworden.

„Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung“ lautet dann auch die Lieblingslektüre von Mutter Precht. Ihre Kleinen sollen frei aufwachsen. Als die älteste Tochter Hannah dann jedoch mit 17 Jahren die Schule verläßt und eine „Karriere“ als Hausbesetzerin startet, hält sich die Begeisterung der Eltern zugegeben doch in Grenzen. Klein-Richard scheint da weniger rebellisch, doch hat er in der Schule ernsthafte Probleme, als er einen Aufsatz über Normen schreiben soll. Normen? Der Prechtsohn steht vor einem Rätsel. Bei „Oma Bülowplatz“, der Großmutter einer Freundin, und von seinem Opa Herbert hört er jedoch von Dingen wie Regeln und Ordnung. Vor allem das Entsetzen von „Oma Bülowplatz“ über seine Erziehung, seine langen Haare und schmuddeligen Klamotten zeigt dem Jungen, daß es jenseits des linken Denkens seiner Eltern noch etwas anderes gibt. Auch seine Lehrerin zeigt sich weniger tolerant, als er die von seiner Mutter mitgegebene Platte „Warum ist die Banane krumm“ von Wolf Biermann mitbringt. „Ich bestehe auf Abspielen, das bin ich meiner Mutter schuldig. ‚In der Bibel steht geschrieben: Du sollst deine Eltern lieben. Wenn sie um die Ecke glotzen, sollst sie in die Fresse rotzen!‘“ Von da an, hat Richard bei den Lehrern keinen leichten Stand.

„Lenin kam nur bis Lüdenscheid – Meine kleine deutsche Revolution“ ist weniger humorvoll geschrieben, als der Titel vermuten läßt, es ist vielmehr ein Stück deutsche Alltagsgeschichte, denn auch wenn die Eltern des Autors recht eigen waren, so gab es doch in den 60er und 70er Jahre einige ihres Schlages. Außerdem geht der 41jährige immer wieder auf Ereignisse ein, die ganz Deutschland bewegten, um vom Allgemeinen wieder auf den Mikrokosmos seiner Familie zurückzukommen.

Und wie ist Richard Precht die linke Erziehung bekommen? Der Vater eines Sohnes scheint den Weg in die von seinen Eltern verachtete Gesellschaft gefunden zu haben. Und auch seine Eltern sind ruhiger geworden, wenn auch nicht gemeinsam: Schon kurz nachdem die Kinder aus dem Haus waren und die sie verbindende linke Welt sich auflöste, haben sie sich getrennt. *R. Bellano*

***Richard David Precht: „Lenin kam nur bis Lüdenscheid – Meine kleine deutsche Revolution“**, claassen, Berlin 2005, geb., 351 Seiten, 18 Euro*

Hörerlebnis

Ein Lorbaß in Berlin

Tellerwäscher bei Woolworth, Schwesternhelfer im Krankenhaus, Koch im Speisewagen bei der Canadian Pacific – das konnte doch nicht alles sein, sagte sich der 1931 in Berlin geborene Hans Karl Schmidt, der nach dem Zweiten Weltkrieg aus seiner zerstörten Vaterstadt nach Kanada ausgewandert war. In Montreal begann er schließlich eine Karriere in der Medienbranche, produzierte eine eigene Radiostunde in deutscher Sprache, einen Kinospot zur Einführung des „Bertelsmann Leserings“ in Kanada. Ein Anfang war gemacht. Doch Schmidt zog es zurück nach Deutschland. Er landete bei Radio Luxemburg (RTL), wo er gemeinsam mit seinem virtuellen Freund Atze durch Sendungen führte. Mit seiner schnoddrig-lockeren Berliner Schnauze wird Atze bald zu einem Markenzeichen von RTL. Schmidt moderierte jedoch ebenfalls seriöse Programme, interviewte Heinrich Lübke, F.J. Strauß, aber auch Vico Torrriani und Udo Jürgens. Er wechselte schließlich zum Hessischen Rundfunk, wo er bei HR3 und HR4 gern gehört wurde.

Wie alles begann mit dem Lorbaß aus Berlin, kann man auf einer Doppel-CD verfolgen, auf der Hans Karl Schmidt Berliner Geschichten erzählt. Lorbaß? Aber ja, schließlich stammt seine Mutter aus dem ostpreußischen Braunsberg. Sehr lebendig erzählt Schmidt von seiner Kindheit und Jugend zwischen Bomben und Bienenstich – die erfahrene Mikrofonstimme des ehemaligen Rundfunkmoderators zieht die Zuhörer sehr schnell in ihren Bann. Klar, daß auch hier die Berliner Mundart und zum Schluß auch die ostpreußische das stimmungsvolle Lokalkolorit bringen.

Die Berliner Geschichten aus der Sicht eines Kindes spiegeln die Jahre vor und während des Zweiten Weltkrieges wider. Kinderspiele in der Großstadt, Kinobesuche, Freundschaften, Ferienvergnügen stehen im Mittelpunkt – zunächst.

Ganz langsam aber und immer mächtiger drängt die politische Wirklichkeit in diese unbeschwerte Kindheit. Erster Luftschutzalarm führt die Hausbewohner im Keller zusammen. So schicksalhaft die Kulisse, so herrlich anschaulich schildert Schmidt die einzelnen Charaktere. Erschütternd das Stück „Abgeholt“ – der politische Irrsinn hat das Klassenzimmer erreicht ... Um Hans Karl in Sicherheit zu bringen, wird er nach Ostpreußen, nach Alt Passarge, zu Großmutter und Tante geschickt, kehrt dann aber doch wieder ins zerbombte Berlin zurück, wo er das Kriegsende erlebt: russische Soldaten, „Uri, Uri“, „Frau, komm“, überall Leichen ... Aus Hänschen ist Hans geworden. Ein eindrucksvolles Hörerlebnis, das von Klaus Feldmanns und Axel Werner Bethkes Gitarrenklängen noch unterstrichen wird. *Silke Osman*

***Hans Karl Schmidt: „Berliner Geschichten – Zwischen Bomben und Bienenstich“**, NCA – New Classical Adventure, 2 CDs, Spieldauer: 72:40 / 71:33 Minuten, 19,90 Euro*



Gesetzwidriger Perfektionist

Bilderreiche Biographie über den Ausnahmekünstler Michelangelo

Michelangelo, ein Mann, ein Künstler, ein Schöngeist. Wem ist dieser Meister der Bildhauerei des 16. Jahrhunderts, der sein gesamtes Leben an den verschiedensten Kunstwerken arbeitete, kein Begriff.

Stefanie Penck präsentiert dem Leser in „Michelangelo“, diesem mit zahlreichen farbigen Abbildungen gespickten Band, die meisterhaftesten und schönsten Werke Michelangelos.

Sachlich und strukturiert berichtet die Autorin vom Beginn seiner künstlerischen Arbeit in Florenz und den vielen in Rom entstandenen Werken bis zu seinem Tode.

Doch erwähnt die Autorin nicht nur die ruhmreichen Erfolge Michelangelos, sondern auch dessen berufliche Rückschläge wie zum Beispiel beim Grabmal für den Pontifex Julius II. sowie auch seine finanzielle Misere. „Nach toskanischem Gesetz erhielt ein unverheirateter Sohn erst mit dem Tod des Vaters seine persönliche Freiheit, das Geld, das Michelangelo verdiente, gehörte daher dem Gesetz nach dem Vater. So ist auch die ständige finanzielle Notlage des Künstlers zu erklären, da er den Bitten und Aufforderungen des Vaters nachkommen mußte, jeden Heller zu Hause abzuliefern.“

Der Band stellt Michelangelo als einen eigenwilligen Mann dar, der für seinem Wunsch, Menschen und Körper detailgetreu und möglichst realitätsnah darzustellen, sogar Gesetze übertrat oder sich dem Willen des Papstes offen widersetzte. „Michelangelos Drang nach Perfektion stieß bald an seine Grenzen, durch reine oberflächliche Beobachtung des menschlichen Körper in seiner Vollkommenheit wiederzugeben. Die einzige Möglichkeit, dem Mysterium Mensch näherzukommen, war, seinen Körper in all seinen Funktionen studieren zu können. Und dies bedeutete, er mußte eine Leiche öffnen ... Da das Sezieren einer Leiche strengstens untersagt war, mußte er in aller Heimlichkeit arbeiten.“

Höchst informativ und aufgrund der farbig illustrierten Kunstwerke sehr anschaulich präsentiert dieser Pegasus-Band dem Leser das Leben Michelangelos. *A. Ney*

***Stefanie Penck: „Michelangelo“**, Prestel Verlag, München 2005, zahlr. farbige Abb., 96 Seiten, 14,96 Euro*

Auf See

Reisen mit »Völkerfreundschaft«

Selbst maritim wenig interessierte Mitteldeutsche haben schon mal etwas vom ehemaligen FDGB-Ferienschiff „Völkerfreundschaft“ gehört.

Einer der früheren Kapitäne der „Völkerfreundschaft“, Gerd Peters, der vielen Mitteldeutschen auch noch durch Fernsehsendungen wie „Logbuch der Seefahrt“ und „Musik und Snacks vom Hafen“ in Erinnerung geblieben ist, hat nun eine wahrhaft umfassende Geschichte der verschiedenen von der DDR betriebenen Passagierschiffe geschrieben.

Im Mittelpunkt steht die 1960 von der DDR-Handelsmarine übernommene „Völkerfreundschaft“.

Es war ein Schiff mit „Vergangenheit“. Von 1948 bis 1959 war es für die schwedische Handelsmarine als „Stockholm“ in Fahrt gewesen, und 1956 rammte es vor der US-amerikanischen Küste die „Andrea Doria“.

Als „Völkerfreundschaft“ erregte das Schiff auch später noch öffentliche Aufmerksamkeit. Bei Kubakrise, Mauerbau und Kaltem Krieg spielte es jeweils seine Rolle. Flüchtlinge konnten mit ihrer unfreiwilligen „Hilfe“ nach 1961 die DDR verlassen. Anhand einer Übersicht im Anhang wird die Kontinuität zwischen dem FDGB-Feriendienst und der NS-Organisation „Kraft durch Freude“ deutlich, auch wenn der Autor versucht, gerade das zu bestreiten.

Kein Wunder: Adolf Zinn, erster Kapitän des DDR-Ferienschiffes war seit 1935 Parteimitglied der NSDAP.

Die MS „Völkerfreundschaft“ wurde von 1960 bis 1970 zum Ziel der Urlaubssehnsüchte der Mitteldeutschen, lief aber ab 1961 fast nur noch Häfen des „sozialistischen“ Auslandes an.

So gingen viele Reisen nach Kuba, Warna und Constanza, wo ein Hauch der großen weiten Welt wehte. Walter Ulbricht und andere Würdenträger des Regimes besuchten das Schiff oder fuhren auf ihm.

In den 70er Jahren wurde der Dampfer zunehmend zur Devisenbeschaffung eingesetzt und ging mit Passagieren aus dem „kapitalistischen“ Ausland auf Tour. 1985 trennte sich die Reederei aus Kostengründen von der „Völkerfreundschaft“. Ihren Platz in der DDR-Handelsflotte nahm das vormalige ZDF-Traumschiff „Astor“ nun unter dem Namen „Arkona“ ein.

Peters Buch beleuchtet nicht nur ein Stück Marinehistorie, sondern auch einen teilweise tragischen Teilaspekt gesamtdeutscher Geschichte. *Hans Lodi*

***Gerd Peters: „Vom Urlauberschiff zum Luxusliner“**, Köhlers, Hamburg 2005, 335 Seiten, Verlagsgesellschaft, 39,90 Euro*

Haßobjekt der Linken

Doktorarbeit erinnert an den Publizisten Matthias Walden



Ruhm ist vergänglich. Dies gilt in besonderem Maß für Publizisten, die in der Regel für den Tag schreiben und meist nach ihrem Tod in Vergessenheit geraten. Außer Ernst Cramer in der „Welt“ erinnerte 2004 kaum jemand an den 20. Todestag von Matthias Walden, den Axel Springer zu seinem Nachfolger im Verlag ausersehen hatte. In seiner Doktorarbeit mit dem Titel „Wider den Zeitgeist? Konflikt und Deeskalation in West-Berlin 1949 bis 1965“ widmet der junge Historiker Daniel Schwane Walden jetzt ein Kapitel.

Walden wurde 1927 in Dresden als Eugen Wilhelm Otto Baron von Saß geboren, volontierte nach dem Krieg bei der Dresdner „Union“ – dem Organ der CDU in der SBZ – und ging 1950 über Westdeutschland nach West-Berlin, um dort rasch Karriere zu machen. Unter dem „Kampfnamen“ Matthias Walden sprach er sechs Jahre lang als Rias-Kommentator zur Bevölkerung in der Zone. Laut Schwane sympathisierte der spätere entschiedene Antikommunist zunächst durchaus mit der Verstaatlichung der Wirtschaft, ohne sich jedoch jemals für den Sozialismus begeistern zu können. Walden, so der Verfasser, sei anfangs weder antirussisch noch -sowjetisch eingestellt gewesen: „Dennoch stellte er zunehmend Ähnlichkeiten zwischen den Machtinszenierungen der Nazis und den Aufmärschen, Fackelzügen und Uniformen in der SBZ fest. Walden fühlte sich von diesen Spektakeln geradezu angewidert, wie sich ein enger Freund erinnert.“

Insbesondere wegen seiner Tätigkeit als scharfzüngiger Kommentator für „Die Welt“ und „Welt am Sonntag“ wurde Walden zu einem Haßobjekt der politischen Linken. Schwane macht jedoch deutlich, daß der ungeheuer produktive Radio-Kommentator, Print-Journalist und Buchautor kein Reaktionär oder „Rechter“ war. Walden sei von den beiden Diktaturen auf deutschem Boden geprägt worden und habe sich „neben seinem Engagement gegen das SED-Regime ebenso stets für eine hart geführte Auseinandersetzung mit den personellen und ideologischen Restbeständen des Nationalsozialismus in Deutschland“ ausgesprochen. Trotzdem galt er vielen als „Rechter“. Schwane hält dies für nicht stichhaltig: „In der Tat wandte er sich gegen jede Form des Rechts- und Linksextremismus.“

Warum konnte sich Walden nicht für das Klima der Entspannung erwärmen, welches in den 60er Jahren auf westlicher Seite immer spürbarer werden sollte? Schwane zufolge waren für Walden Verhandlungen ethisch nicht zu rechtfertigen, wenn sie auch nur die Möglichkeit einer Aufwertung der mitteldeutschen Diktatur in sich bargen.

Der schon in jungen Jahren sehr erfolgreiche und bekannte Publizist habe sich als Kommentator, Verfasser von Artikeln, als Diskutant und Reporter lebhaft an den deutschlandpolitischen Debatten der 50er und 60er Jahre beteiligt. Auch hinter den Kulissen habe er mit Willy Brandt und Egon Bahr in den Jahren 1963 und 1964 über die Entspannungspolitik gestritten. Die beiden SPD-Politiker hätten seine Ansichten zwar nicht geteilt, aber doch respektiert, so Schwane. Bahr und Walden kannten sich überdies aus gemeinsamen Tagen als Redakteure beim Rias.

Mit der späteren Entwicklung des sensiblen und brillant formulierenden Stilisten, der bereits 1984 an Krebs sterben sollte, geht der Autor an einigen Stellen überkritisch ins Gericht. Waldens Weltbild habe eine „erstaunliche statische Grundhaltung“ aufgewiesen. Seine Botschaft sei zusehends berechenbar geworden, er habe sich in der Rolle einer konservativen Kassandra gefallen und nur noch zu seiner Gemeinde gepredigt. Es klingt unangenehm herablassend, wenn der 1972 geborene Doktorand schreibt: „Tatsächlich kann Walden der Vorwurf nicht erspart bleiben, im Stil des Feuilletons moralistische Positionen formuliert zu haben, vor der jegliche Realpolitik versagen mußte.“

So kann man die Dinge sehen. Aber hat Walden wirklich so falsch gelegen, wenn er bis zu seinem frühen Tod für das Lebensrecht Berlins, die Wiedervereinigung seines Vaterlandes, die Menschenrechte in Mittel- und Osteuropa sowie die Bekämpfung des braunen und roten Totalitarismus gestritten hat?

Warum gerade diese Haltung keine „realpolitische“ gewesen sei, kann Schwane nicht ausreichend begründen. Letztlich haben sich wohl eher die Ideen Waldens durchgesetzt als die seiner politischen Gegner.

Kritteleien an Waldens Sprache und seiner vermeintlichen Eitelkeit hätte sich der Verfasser ebenfalls verkneifen können. Außerdem ist es fragwürdig, Walden mit dem Etikett „Nationalkonservativer“ zu belegen. Dem Streiter für Freiheit und Einheit war schon seit Kindheitstagen jeder nationalistische Überschwang ziemlich zuwider. Und Probleme mit den kulturellen Aspekten der Westernisierung hatte er schon lange nicht.

Schade, daß einige Vorurteile über Walden nicht auszurotten sind. Schön, daß überhaupt mal wieder jemand an ihn erinnert. *Ansgar Lange*

***Daniel Schwane: „Wider den Zeitgeist? Konflikt und Deeskalation in West-Berlin 1949 bis 1965“**, ibidem-Verlag, Stuttgart 2005, 264 Seiten, 29,90 Euro*

MELDUNGEN

»Grüne Jugend« will die Ehe abschaffen

Berlin – Die Jugendorganisation der Grünen, die „Grüne Jugend“, fordert die Abschaffung der Ehe. Unter der Überschrift „Monogamie ist keine Lösung“ behaupten die Nachwuchsgrünen, die feste Kleinfamilie aus Vater, Mutter und Kindern sei „überholt“. Eine Verengung auf dieses Leitbild behindere massiv andere Lebensformen in ihrer Entfaltung. (idea)

Washington attackiert Minsk

Washington / Minsk – Zwischen Weißrußland und den USA bahnt sich eine diplomatische Krise an: Washington wirft der Regierung in Minsk vor, in die Ermordung zweier Oppositioneller verwickelt zu sein. Demonstrativ trafen sich US-Prsäident George Bush und sein Sicherheitsberater Stehpen Hadley mit den Witwen der Ermordeten, bei denen es sich um einen Unternehmer und einen Journalisten handelte. Nach dem Treffen sagte Bush Unterstützung für die demokratische Opposition gegen den autoritär herrschenden Präsidenten Alexander Lukaschenko zu. Die USA greifen damit unmittelbar in die Belange eines Landes ein, das Rußland als sein „Einflußgebiet“ betrachtet.

ZUR PERSON

Kein strahlender Sieger



Ein strahlender Sieger ist **Burkhard Jung** gewiß nicht. Der 47jährige SPD-Politiker, der vergangenen Sonntag die Wahl zum Leipziger Oberbürgermeister gewonnen hat, wird es schwerer haben als sein Vorgänger Wolfgang Tiefensee, der das Amt vorzeitig räumen mußte, da er seit November als Bundesbau- und Verkehrsminister im Kabinett Merkel sitzt.

Vorgänger Tiefensee erreichte vergangenes Jahr noch stolze 67 Prozent, Jung muß sich mit vergleichsweise mageren 51,6 Prozent zufriedengeben. Zudem gingen nur 31,7 Prozent der Leipziger überhaupt an die Urnen, weshalb letztlich gerade einmal 16 von 100 Wahlberechtigten ihr Kreuz bei dem Sozialdemokraten machten.

Jung wurde 1958 im westfälischen Siegen geboren und ist studierter Theologe und Germanist. Anfang der 90er Jahre kam er nach Leipzig, um als Schulleiter ein evangelisches Gymansium aufzubauen. Der SPD trat der Vater von vier Kindern erst 2000 bei, ab 2001 war er Beigeordneter für Jugend, Soziales, Gesundheit und Schule der Stadt Leipzig. In dieser Funktion fungierte er auch als Beauftragter der Stadt für die Olympiabewerbung, die nach einem erfolgversprechenden Start in einem Sumpf aus umstrittenen Provisionszahlungen versank und scheiterte.

Auf der größten Stadt Sachsens lastet fast eine Milliarde Euro an Schulden, mit mehr als 20 Prozent liegt die Arbeitslosenrate noch über dem Durchschnitt der Neuen Länder. Jung wird es schwer haben. *HH*



Posieren für den Feuerwehr-Fotokalender Zeichnung: Götz Wiedenroth

Ruhe bitte!

Deutschland macht Pause und will nicht gestört werden: Daß die Kanzlerin uns schlafen läßt, rechnen wir ihr hoch an / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Eben die ersten Krokusse gesehen. Erstaunliche Pflanzen. Die machen Frühling, wann's ihnen paßt. Daß rundherum noch alles winterlich verfroren oder vermatscht und von häßlichen Schneefetzen entstellt ist, kümmert sie nicht. Die unerschütterlichen Blümchen müssen Pate gestanden haben bei der Erfindung des sogenannten „Konsumklima-Index'“. Der geht gerade durch die Decke wie seit neunzehnhundert-was-weiß-ich nicht mehr, sagen die Wissenschaftler und die Medien verbreiten die Kunde täglich im Land.

Wer von solchen Nachrichten beflügelt auf die Straße stürmt, freut sich auf eine strahlende Menschenmenge, die wiehernd vor Euphorie tonnenschwere Einkaufstüten umherschleppt. Doch er wird enttäucht: Alles ist wie immer. Selbst eine Stadt wie Hamburg, die nicht zu den ärmsten zählt und seit einiger Zeit zudem den Eindruck erweckt, als wolle sie mit einer beeindruckenden Palette baulicher Großprojekte den Aufschwung regelrecht herbeimörteln, ist vom angeblich überquellenden Optimismus soweit entfernt wie von sommerlichen Temperaturen. Die Indexzahlen scheinen zum deutschen Wirtschaftswetter zu passen wie die Krokusse in den Hamburger Schnee.

Haben sich die Deutschen heimlich gegen ihre Konjunkturforscher verschworen und erzählen ihnen gedrechselten Tinnef über ihre wahre Befindlichkeit, um diesen Berufsklugen mal saftig eins mitzugeben? Kaum. Die Zahlen sind weder getürkt noch die Folge manipulierter Antworten. Sie „überzeichnen“ die Wirklichkeit nur ein wenig, wie die Wissenschaftler selbst durchschimmern lassen. Wer sich die Erklärtexte zu dem funkelnden Index anschaut, wird denn auch schnell wieder nüchtern.

Eigentlich gibt so ein Konsumklimaindex ebenso wie sein Bruder, der „Geschäftsklimaindex“ (der die Lageeinschätzung der Wirtschaft widerpiegelt) Auskunft über die Zukunftsaussichten der Befragten. Diesmal jedoch sagen beide paradoxerweise mehr über Erinnerung an die Vergangenheit aus als über das, was wir meinen, vor uns zu haben. Die Erinnerung, das sind sieben Jahre Rot-Grün, das Dauerfeuer windiger Ankündigungen mit ihren pompösen Überschriften, das flatterhafte Hin und Her der politischen Richtungen eines mal Spaß-, mal Chaos-, mal Agenda-Kanzlers und eines Finanzministers … ach, lassen wir's lieber! Das jedenfalls liegt nun hinter den Deutschen und allein die Gewißheit, daß es vorbei ist, spendet ihnen einen tiefen Trost, der im Vergleich mit ihren Wut- und Panikattacken während der Schröder-Fischer-Jahre schon wie der Ausdruck puren Glücks erscheint. Daher die guten Zahlen beim Index.

Erinnerte die Schröderzeit an eine grelle Superstar-Show mit wiederkehrenden Bild- und Tonstörungen, so finden wir uns nun in einem gediegenen Schwarzweißfilm wieder. Der kommt sogar ohne die schrillen Werbeunterbrechungen aus, in denen uns Rot-Grün per „Imagekampagne“ alle Nasen lang irgendwas „kommunizieren“ wollte, was wir ohnehin längst verstanden hatten (nur anders, als es den Regierenden lieb war).

> Nach der bunten Schrödershow sind wir nun in einem Schwarzweißfilm gelandet

Erschöpft und erleichtert sind wir nach dem Abgesang dieser Nervensägen in unsere Sessel gesunken, ganz Deutschland hat sich eine Art Gewerkschaftspause verschrieben. Wir wissen schließlich, daß es mit ziemlicher Sicherheit irgendwann wieder ernst werden wird. Doch dem anstrengenden Getöse wenigstens für ein paar ruhige und erfrischend langweilige Monate enthoben zu sein, das reicht uns Geschundenen vorerst völlig. So packen wir die Stullen aus und gönnen uns mal was.

Beim Wirt Steinbrück kann man ja sogar anschreiben. Der hat versprochen, uns die Rechnung fürs Verschnaufen erst im nächsten Januar zu präsentieren, per Mehrwertsteuererhöhung. Gut, natürlich ärgert die uns schon jetzt. Nur sind wir viel zu erschöpft, um dagegen lautzuwerden. Selbst die Anhebung des Renteneintrittsaltes haben wir eher in Trance an uns vorbeiziehen sehen, als dagegen auf die Straße zu ziehen.

Den Rot-Grünen wurde nachgesagt, daß sie als „68er“ zu ihrem persönlichen Unglück einfach zu spät ans Ruder gelangt seien. Als Pazifisten mußten sie den ersten Krieg seit '45 führen und als Sozialromantiker die „Agenda 2010“ auf den Tisch des Hauses knallen. Solche Pein konnten auch Schwulenehe und Doppelpaß nicht wirklich aufwiegen.

Angela Merkel hingegen trifft das seltene Glück, exakt in dem Moment die Brücke betreten zu haben, in dem die flachen Wellen der Zeit ohnehin in ihre Richtung treiben – ganz leicht nach Backbord.

Für die lange vermißte Monotonie im Politbetrieb sind ihr die Deutschen unendlich dankbar und sehen ihr einiges nach. Daß sie sich bei ihrem grandiosen Debüt bei der EU mal eben um ein paar Milliarden zulasten Deutschlands verrechnet hat, verbuchen wir mit einem Achselzucken. Gebrochene Wahlversprechen, deretwegen wir vor gut drei Jahren den Schröder hämisch durch die „Gerd-Show“ gescheucht haben, jucken uns bei der gemütlichen Nachfolgerin auch nicht mehr. Wofür, hieß es im CDU-Wahlprogramm, sollte die Mehrwertsteuererhöhung noch „ausschließlich“ verwendet werden? Was soll's, jedem passiert mal ein Mißgeschick.

Selbst wenn wir nicht so entsetzlich müde wären und noch Lust hätten auf ein wenig politischen Krawall – an wen sollten wir uns denn wenden? Die Opposition? Den täppischen Geschubse, das sich FDP und Grüne in Sachen BND liefern, kann man am besten mit Karl Valentin begegnen: Mögen hätten sie schon wollen, aber dürfen haben sie sich nicht getraut. Die Grünen nicht, weil sie während der Irak-Krise an der Regierung waren, und die FDP nicht, weil jahrzehntelange blaugelbe Außenministerei bei den Liberalen eine Rest-Ahnung davon hinterlassen hat, daß es dem Staatswohl unter Umständen abträglich ist, wenn man ausgerechnet den eigenen Geheimdienst zum Striptease nötigt.

Die dritte Oppositionstruppe, die Linkspartei, versackt unterdessen in dem Dilemma, daß der Grundsatz kommunistischer Wahrheitsfindung, „Die Partei hat immer recht“, schwer umzusetzen ist, wenn es zwei davon gibt. Derzeit sieht es nicht danach aus, daß die Vereinigung der Arbeiterklasse aus PDS und WASG ähnlich reibungslos verlaufen wird wie im goldenen Jahr 1946. Haben die Linken denn nichts aus der Geschichte gelernt? Schon Lenin wußte, daß Sozialismus und Demokratie einfach nicht zusammengehen und postierte bald nach der Machtübernahme aufmerksame Leute hinter seinen Genossen, welche die allzu obstinaten Delegierten in der Parteitagspause auf eine lange Reise einluden. Aufgrund des Grundgesetzes steht den dunkelroten Parteispitzen eine solches Instrument derzeit nicht zur Verfügung.

Aber es gibt noch Paradiese auf der Welt, wo die aufmerksamen Leute nach wie vor ihrer fruchtbaren Tätigkeit nachgehen können. Diese Refugien wie beispielsweise Kuba gilt es zu pflegen. Da ist der Ärger verständlich, den die Zustimmung dreier PDS-Europaabgeordneter zu einer Castro-kritischen Resolution bei Basis und Parteiführung ausgelöst hat. Die drei Parlamentarier haben da einen Text durchgewinkt, der dem karibischen Führer „Menschenrechtsverletzungen“ unterstellt. weil Fidel Castro noch über jene Kellerräume verfügt, in welchen widerspenstige Abweichler zu Besinnung und Selbstkritik bewogen werden können. Daß die Castro-Regierung überlebt habe, „hat dazu beigetragen, daß sich die Linke in Lateinamerika wieder gefestigt hat“, heißt es in einer Erklärung prominenter Linker im „Neuen Deutschland“.

Der PDS-Vorstand verurteilte die Abweichler und beteuerte seine „tiefe politische, kulturelle und emotionale“ Solidarität mit den Genossen in Havanna. Kuba unterscheide sich nämlich grundlegend von den „staatssozialistischen Modellen in Europa“. Immerhin ist es dort im Winter nicht so kalt wie in Bautzen, was letztlich auch den inhaftierten Regimekritikern zugute kommt.

ZITATE

Der „Neuen Zürcher Zeitung am Sonntag“ vom 26. Februar ist die demonstrative ***Zufriedenheit nach 100 Tagen Schwarz-Rot*** *unter Angela Merkel* ***nicht geheuer****:*

„Wer nichts tut, der kann nichts falsch machen. Diese alte Erfahrung ist es vor allem, die gegenwärtig die Popularität der neuen deutschen Regierung unter Angela Merkel stützt. Damit schließt Angela Merkels Regierung nahtlos an die CDU unter Helmut Kohl an. Damals wurden während 16 Jahren wie heute nur Wohltaten verteilt, mit Schulden vor- und dann mit steten Steuererhöhungen nachfinanziert.“

Die „Frankfurter Allgemeine“ vom 25. Februar stellt den im „Rat für deutsche Rechtschreibung“ versammelten ***Verantwortlichen der Rechtschreibreform*** *ein* ***vernichtendes Zeugnis*** *aus:*

„Bezeichnend für die Arbeitsweise des Rates ist der Umgang mit sprachwissenschaftlichen Argumenten und grammatischen Erwägungen, die nur mit Hohn bedacht wurden. Aber es geht den Verantwortlichen auch nicht um Sprache, sondern um die blinde Durchsetzung einer verfehlten Reform. Deshalb werden alle, die sich dagegen wehren, als Krawallmacher oder als verfassungsfeindlich (Kultusministerin Wolff) bezeichnet.“

Der Ex-Grünen-Abgeordnete ***Hubert Kleinert****, ein enger Freund Joschka Fischers,* ***wundert sich*** *in „Spiegel-online“ vom 28. Februar darüber, daß schon 100 Tage nach dem Regierungswechsel* ***niemand mehr an Rot-Grün denkt****:*

„Die augenfälligste und vielleicht am meisten überraschende Folge dieser Regierung … ist das Verschwinden der Erinnerung an ihre Vorgänger. Normalerweise hinterläßt ein Regierungswechsel in der Demokratie nicht nur Verlierer, sondern auch eine veritable Trauergemeinde, die bald schon Gelegenheit findet, sich besserer Zeiten zu erinnern. Nichts dergleichen ist in der deutschen Gesellschaft zu spüren.“

Wieder ein Krisengipfel

Grad wie aufgeschreckte Hühner
gackern alle im Verein:
Viren werden immer kühner,
mischen sich in alles ein!

Gut, man hat uns wissen lassen,
daß Gefahr nur jenen droht,
die mit Vögeln sich befassen,
und das limitiert die Not.

Allerdings mit Vögeln selber
ist es tückisch, weil vielleicht
Katzen, Hunde und auch Kälber
eines Tags die Pest erreicht.

Drum, indes die Züchter schimpfen,
gipfelt man im teuren Rat:
Stallpflicht, keulen oder impfen?
Glaubt mir, alles nicht probat.

Daß die Hühner wieder lachen,
braucht ihr ein Kolumbus-Ei:
Wandervögel seßhaft machen,
und die Sorgen sind vorbei!

Flugs bewältigt wär' daneben
unser Hauptproblem sogar,
denn der Storch, der stünde eben
dann im Dienst das ganze Jahr.

Pannonicus